

[skat.]

427 2086

1897

# Belk' Bogen-Lesebuch



## Schlesische Heimat

Heft 1

2. Auflage



Verlag von Julius Beltz in Langensalza 1927



~~Ministerstwo Ziemi i Leśnictwa~~

~~BIBLIOTEKA~~

~~Nr. ka. inwent. 4898~~

~~UNIWERSYTEC GDAŃSKI~~

~~Instytut Historii~~

~~Gdańsk, ul. Piłsudskiego 85~~

~~ul. Wita Stwosza 85~~



H 1186

Bearbeiter: Wilhelm Schremmer  
und R. Schwierkott / Um-  
schlagzeichnung von Hugo Bantau



BIBLIOTEKA  
UNIWERSYTETU GDAŃSKIEGO



\*1101155399\*



# I n h a l t s a n g a b e

Überschrift:	Verfasser:	Seite
<b>1. Schlesiſches Volk.</b>		
Der Schlesier.	Gustav Freytag.	1
Ei der Schläging die Leute.	Hermann Breiter.	2
Wie die alte Gottwalden ſelig ſtirbt.	Karl Hauptmann.	2
Der neue Knecht.	Wilh. Schrennner (Aus der „Jugend“).	5
Der ale Schafer.	Ernst Schenke.	10
Der Heidebauer.	Hans Chriſtoph Raergel.	10
Der Handelsmänn.	Ernst Schenke.	11
Die Bettelfrau.	Wilh. Schrennner.	12
Der Nachtwächter.	Ernst Schenke.	13
Die Handwerksgeſellen.	Schlesiſches Volkslied.	14
Die letzte Schicht.	R. Urbanek.	14
Die nach Sonne hungern.	Eurt Mirau.	15
<b>2. Lied und Spruch.</b>		
Selige Frühlingszeit.	Schlesiſche Kinderlieder.	17
Aſterzeit.	Ernst Schenke.	18
Pipafeiſla.	Volkslied.	19
Gänſebümchen.	Karl Prauſe.	20
Das Karaffell.	Ernst Schenke.	20
Schlesiſcher Sommerſonntag.	Schlesiſche Kinderlieder.	21
Abendlied.	Joh. Chriſtian Günther.	22
Kautendelein	Gerh. Hauptmann.	23
Nachts.	Joſef von Eichendorff.	23
Heimat.	Joſef von Eichendorff.	23
s' Mutterle.	Karl von Holtei.	24
Ein Auszugshauſe.	Paul Keller.	24
Hirtenlied aus dem Gebirge.	Volkslied.	25
Hirtenlied.	Volkslied.	25
Volksſpruch aus der Odergegend.	Volkstümlich.	25
Abzählreime.	Volkstümlich.	25
Bruder Malcher.	Schlesiſches Volkslied.	26
Wa kãns derõta?	Wilh. Schrennner.	27
Sprüche.	Von Johann Scheffler.	28
Sprüche.	Von Logau.	29
Schlesiſche Volksſprüche aus dem Mittelalter.	Volkstümlich.	29
Volksſprüche aus der Gegenwart.	Volkstümlich.	30
Der Schlesier im Sprichwort.	Volkstümlich.	31
Hirtenlied.	Aus dem schlesiſchen Spiel von Chriſti Geburt.	31
<b>3. Wen Schlesiẽn wollen wir fahren.</b>		
Die alte Heimat.	} Wilhelm Schrennner.	33
Ausfahrt.		38
Die Reiſe.		39
Die neue Heimat.		46

Überschrift:	Verfasser:	Seite
--------------	------------	-------

## 4. Die schlesischen Berge.

Das Lied an den Eilzug.	A. T. Wegner.	49
Die Heimat Eichendorffs.	A. Lowack.	50
Ziegenhals.	Paul Knötel.	51
Die Grafschaft Glatz.	Paul Keller.	51
Das Eulengebirge.	Wilh. Schremmer.	53
Ein Abend in Dittersbach.	Herm. Stehr.	54
Riesengebirge.	Gerh. Hauptmann.	56
In der Schneegrube.	Wilh. Bölsche.	56
Eine Koppenwanderung.	H. C. Raergel.	59
Die niederschlesischen Burgen.	Viktor Schaezke.	60
Das Schwarzbachtal im Isergebirge.	Hans Zuchhold.	61
Im Razbachtal.	B. Winkel.	62
Die Landestrone.	Wilh. Schremmer.	62
Die Gebirgsschleier.	Herm. Stehr.	64

## 5. Schlesiſches Flachland.

Schlüſierlied.	A. Kopisch.	65
Mein Schlesiſierland.	Philo vom Walde.	67
Unter der Erde wandert's mit.	H. Chriſtoph Raergel.	68
Das oberschlesiſche Land und ſeine Entwicklung.	Wilh. Volz.	70
Die Oder.	Paul Keller.	73
Der ſchlesiſche Strom	A. T. Wegner.	73
Der Oderwald	Wilh. Schremmer.	74
Der Schleiſie: in der Niederung.	Herm. Stehr.	76
Vergeſſene ſchlesiſche Heimattungen.	Georg Hallama.	76
Das Bartschgelände oberhalb Trachenberg.	Joſef Bartsch.	79





## Schlesisches Volk

### Der Schlesier

In Schlessen entstand ein lebhaftes Volk von gutmütiger Art, heiterem Sinn, genügsam, höflich und gastfrei, eifrig und unternehmungslustig, arbeitsam wie alle Deutschen, aber nicht vorzugsweise dauerhaft und nicht vorzugsweise sorgfältig. Zu der deutschen Anlage kam den Schlesiern etwas von der leichten Sorglosigkeit der Slaven und von ihrer Kunst, die ganze Lebenskraft im Genuß des Augenblicks auszuleben. Sie sind behende und reichlich in Worten, aber nicht ebenso mutig bei der Tat. Mit einem reichen Gemüt begabt, sind sie sehr geneigt, Fremdes anzuerkennen. Doch fehlt ihnen nicht ein nüchternes Urteil, welches ihnen die Gefahr verringerte, das eigene Wesen aufzuopfern. Wie das Volk ist auch seine Mundart. Breit, behaglich, sorglos fallen die Worte von den Lippen. Sie ist reich an lieblosenden Verkleinerungswörtern. Sie bewahrt manchen altertümlichen Stamm und nicht wenig umgeformte Slavenwörter. Die vielen Besonderheiten, welche einzelne Teile der Provinz, ja einzelne Orte haben, bezeugen noch jetzt, daß das Land durch Siedler aus verschiedenen Gegenden der großen Heimat germanisiert wurde. Dem Volke, welches so entstand, wurde ein leichtes Leben nicht beschieden. Alle Beweglichkeit, welche die Schlesier von den Slaven und alle höhere Lebenskraft, die sie von den Deutschen geerbt hatten, waren nötig, um sie vor dem Untergange zu bewahren. Wie ein Keil zwischen Böhmen und Polen getrieben, bis nahe an Ungarn heran, haben sie sich mit allen drei Völkern gerauft, Schläge ausgeteilt und von den stärkeren Nachbarn Schläge erhalten.

Gustav Freytag

## Ei der Schläsing die Leute

Ei der Schläsing die Leute  
hân eegnes Bluttl!  
Mucksch sein se heute  
und morne gutt!

Wie's Water verdrießlich,  
Dâs ies su Brauch!  
Scheint d' Sunne, schließlich  
Lacht ma dann auch.

Ei der Schläsing die Leute,  
und dâs ies wâhr,  
hân a Herz wies Geläute  
su lieb und klâr.

Hermann Breiter

## Wie die alte Gottwalden selig stirbt

Es begann auf den Winter zu gehen. Und der Winter kam in diesem Jahre hart.

Da wollte manches Blatt vom Baume. Und mancher verdorrte Mensch ins Grab.

Auch die alte, hustende Mutter Gottwald wollte sterben. Sie hatte ihren Entelsohn von drei Jahren in ihren dünnen Knochenarmen, lag zusammengekrümmt in der Backofenstelle und ächzte.

Draußen ratterte der Schneesturm an der kleinen Holzhütte in der Schlucht, und es begann auf den Abend zu gehen.

Da dachte es der aufgeschreckten Alten, als wenn ein Altes käme.

Obwohl ihr einstiger Ehemann, der Schmied im Dorfe gewesen, ehe sie in der elenderen Armut wohnte, längst neben Pferdeleichen und Granatsplintern irgendwo zu Hauf auf dem Ackerboden unbegraben verfault war.

Ein wirrumhangener, braunhudliger, sanfter Schädel reckte sich auch gleich zur schiefen, niedrigen Tür herein.

„Braucht gar nicht zu erschrecken, liebe Frau Gottwalden . . . 's ist der Gebatter!“ sagte eine tiefe, gutmütige Stimme.

„Oh mein Gott . . . mein Gott du du!“ seufzte die Alte, „immer Elend . . . bloß Not und Jammer . . . immer Elend . . . das arme, ganze lang Leben . . . da is weiß Gott besser, ma läßt Not und Qual endlich hinter sich!“

Sie versuchte mit ihren verglasten Augen genauer zu sehen und froch wieder zitternd und zögernd in ihr Lumpenbette zurück.



„Du willst wohl gar zu deinem Schmiede ins Grab nachfahren!“ sagte der alte Gevatter sehr launig, hatte das große, böhmische Taschentuch, das er zum Beutel gebunden vor sich trug, sorglich gelöst und hielt ein glitzerndes Vogelbauer in Händen, darinnen sogleich ein lieblicher Vogel auffang.

„Nu gar . . . Du hast mir wohl einen Kanarienvogel oder so mitgebracht!“ sagte die Alte aus ihrer Backofenstelle, und ihr totbleiches Gesicht starrte auch schon an die rauchschwarze Balkendecke auf, wo der sanfte Gevatter den blinkenden Käfig befestigte.

„Ja . . . einen solchen Kanarienvogel hab ich dir mitgebracht!“

Der kleine, gelbe Vogel zwitscherte und jubilierte jetzt fröhlich.

„Ich hab dir den goldenen Vogel ausdrücklich mitgebracht . . . nämlich . . . es hat einmal einen Mann gegeben, der hieß Petrus Forschgrund . . . und dieser Mann hatte einen solchen kleinen Jubiliervogel so lange zugehört, bis er darüber die Zeit und sogar das Sterben verpaßte . . . und wenn du also jetzt nicht gar zu erbärmlich freißt und jammerst . . .“

Er vollendete seine Rede nicht, setzte sich nur auch still auf die Ofenbank nieder, um selber dem Vogelgefange zu lauschen.

Denn die Alte starrte nur noch staunend und schweigsam in das selige Tirilieren hinein.

Der goldene Vogel sang. Tirilierte und rechte selig Kehle und Röpfchen.

Da schien es der bleichen Alten in ihrem Lumpenbette zuerst und sie träumte in ihre leeren, verglasten Augen hinein, daß die Welt und alle Dinge in ihrem grauen Armutstübel wie im Wasserspiegel leicht tanzten und tändelten, wie leise auf- und abgewiegten.

Und es deuchte ihr auch daneben, als wenn sie nicht mehr nur auf Erden, sondern mit dem Vogelgezwitscher unter den Wolken wäre und hintriebe.

Das waren wundersame Verwandlungen.

Auch der alte Meilenschreiter saß nur stumm, seinen Kopf in beide Hände gestützt und rührte sich nicht.

Und dann begann vor dem Auge der Alten eine kleine goldene, warme Flamme zu brennen, wie wenn es auf ihrem eigenem Tische wäre. Das war der kleine, goldene Vogel noch immer, der sein seliges Lied ohn Unterlaß hinaustirilierte.

Aber die Alte war doch noch einmal irdisch erwacht. Flüsterte Worte, die man nicht verstand. Und sagte ganz laut: „Ich lache!“



Weil der goldene Vogel sang und sang.

Dann dachte es der alten Gottwalden fortwährend, als wenn ein leichter Zweig ihres blühenden Birnbaums draußen vor den Fenstern in blauer Luft hin- und herschwankte und leise an ihrer kleinen Sonnenscheibe auf- und niederstrich.

Und es schien ihr auch, als wenn ihr Bäumchen ein Paradiesbäumchen wäre, obgleich es nur dürftige, aber schneeweiße Blüten trug.

Und in das selige Bild, das beständig vor ihrem erloschenen Auge stand, schien sich das Aufatmen ihres dreijährigen Enkels lieblich vernehmbar und wie erlöst hineinzumischen.

Nichts sonst hatte sich ewig in der stillen Dämmerhütte geregelt. Nur der kleine, goldene Vogel flötete und tirilierte unaufhörlich.

\* \* \*

Ganz spät erst begann sich der alte, bedächtige Meilenschreiter auf der Ofenbank zu regen, war ans Fenster getreten, damit ihm noch der trübe Schein von draußen das alte Gesangbuch ein wenig erhellte, und sang mit seiner rostigen Stimme ein altes Kirchenlied einsam zu singen an.

\* \* \*

Wie am Abend die enge Stube im Tiefdunkel sich mit den jungen Leuten, dem Sohne der Gottwalden und dessen jungem Weibe und den beiden frischen Jungen füllte, die draußen im Sturme Holzbürden vom Walde hintereinander niedergeschleppt und jetzt nur nach derben Brotkeilen und einem Trunke Wasser Gier heimbrachten, da war die Stube tief still.

Weder der goldene Vogel im Käfig an der Balkendecke, noch irgend ein alter Hudelkopf stand vor dem Fenster und sang ein Gesangbuchlied.

Nur das Gesangbuch lag noch auf dem Fensterbrett aufgeschlagen, als das junge Frauenzimmer mit ziemlichem Lärm den Span vor dem Ofenloch entzündete.

Aber wie die Kinder nach der alten Großmutter sahen, standen sie bald, eins nach dem andern, stumm um eine Entschlafene herum.

Die alte Mutter Gottwald hatte über dem Singen des Jubilierungsvogels wirklich das Sterben verpaßt. Lag jetzt mit ganz jungem Gesicht da. Längst unwiederbringlich in die Ewigkeit eingebettet.

Am diesem Abend war den Lebendigen in der armen Hütte zu Mute, als läge Goldstaub auf allen Bänken. Und als sänge immerfort heimlich eine ferne, selige Vogelstimme draußen in der Winternacht.

Und das junge Weib sah dann im Traume lange den Himmel weit offen. Und sah die Großmutter im hellerlichtesten Himmelschein über Wolken gehen.

\*                      \*

So hat Rübezahl auch manchmal die Mühseligen, die er liebte, die kleinen Mühsamen in den steinigen Schattentälern des Riesengebirges mit einem Stück tiefer Lebenswonne bedient, die je und je nur von den Inseln der Seligen herfliegt.

Karl Hauptmann

## Der neue Knecht

Die Hausdörferin ist mit ihren zwei Mägden auf dem Felde, oben am Abhang, als sich aus dem Gehöft, am Feldweg entlang ein buntes Gemisch herauschiebt: oben braun, in der Mitte weiß, unten grün, mit einem flatternden Tuch, als wachse es schrittweise mit dem Raingras zusammen.

Sie hätten es nicht bemerkt; denn sie sind mitten im Rübenbehacken, wenn nicht die Luft von fortwährenden Schreien erzittert wäre: „Hausdörferin, ha — hala! —“

Weit schallt es in die Felder.

„No, was is denn daz?“ sagt die Hausdörferin, indem sie ihre Augen zusammenkneift und hinuntersieht. Sie behält aber ihre alte Ruhe, hat sie doch im Leben schon viel durchgemacht.

Sie trocknet sich mit ihrer Schürze den Schweiß ab; denn die Sonne meint es gut, die in aller Verwunderung starr am Himmel stehen bleibt und ebenso wie die Hausdörferin und ihre zwei Mägde den Abhang hinunterschaut. Es wächst allmählich ein Mensch heraus, ein Mann.



Die Mägde kichern, je näher er kommt. Die Sonne lacht, die Hausdörferin aber bleibt ernst.

Er trägt eine überaus hohe, braune Mütze, mit Umschlag und Knopf an den Seiten, von altväterlichem Aussehen, die Jacke hinten am Beinkleid angehaft, das aus einem grünen Bettuch geschnitten scheint, wie es die neueste Mode in die Gegend geworfen hatte.

Gleich den Händen sind die bloßen Füße von ganz erstaunlicher Größe, die grünen Hosen, die mit jedem Graße in ihrer Farbe wetteifern, unten so enge, daß jeder Beschauer unwillkürlich die Knöpfe an der Seite sucht, die das Anziehen erklären. Kein Auge entdeckt sie. Füße und Hosen bleiben ein ungelöstes Rätsel, das Geheimnis unentdeckbarer Beziehungen und steter Anteilnahme.

„Hausdörferin,“ sagt der Ankommende, abwechselnd seine Füße und die Rüben anblickend, „braucht Ihr'n Knecht? Vielleicht besinnt d'r Euch. Die Arbeit kan ich alles, Rübahaada, ich kan säen, mit der Sense haun, einfahrn mit en, mit zwee Muschlan. Saht od, Hausdörferin, dreiunddreißig Jahr hien iech schunt Knecht. Ihr ward a ju öch kenna, dan Tachma bei der Geche ei Friedersdorf. Bei dam wär ich zuascht, der da fährt mit zwee Uchsa. Der Schimmel ies eigeganga. Und die ale Orlitten ei Heinrichau und der ale Gube, saht dock, ihr Leute, is ies ju nicht anders möglich, wenn sie's asu treiba mit dam Vieh.“ — —

Die Hausdörferin wartet, bis er ein Ende finde. Sie hat eine große Ruhe. Aber als es ohne Ende weiter geht, fährt sie in seine Rede hinein: „Seid doch amäll stille, hiert doch amäll uf! Ma weß ju nich, wäs ma antworta sul. Ma wird ju verwarrt.“

Sie macht eine kleine Pause und will ihn fragen. Er wartet das nicht ab. „Hausdörferin, ich kenn Euarn Män. Lacht of nich, ihr Jungfarn! U fuhr mit zwee Brauna. Ja, wie lange is schunt har, do kam a nöch Michelsdorf amäl zur Arlittin. Die wär im Rühställe, allene —“ Sie muß ihn wieder unterbrechen: „Wie heßa Sie denn egentlich?“

„Leuchtmann Heinrich. Mei Väter kam immer zu Euch. Der is ju mit Euch verwandt; denn dem Hausdorfer seine rechte Schwastier hotte 'n Bruder. Dam seine Schwester wär verheiratet —“

Wieder fährt sie ihm darein; er scheint es nicht zu merken.

So reden sie zusammen. — „Hären Se doch,“ schreit sie.

Sie hat alles vergessen, was sie sagen wollte, und als er schon wieder einsehen will, ruft sie: „Sie kinna doblein, wenn Sie wulln!“

Da legt er die Jacke nieder, trägt die Unkräuter zusammen, bindet sie ins Grastuch: „Saht od, Hausdörferin und ihr zwee Jungfarn, das Zeug muß ma nich wegtun. Der Tachmann Korl sagte immer: Grünzeug bleibt Grünzeug, Ruh bleibt Ruh, und Milch ies Milch! Saht dock, Hausdörferin, ihr Jungfarn — —“



Die Mägde lachen laut auf. Alle Verhältnisse bringt er zusammen, kennt alle Verwandtschaften in allen Gliedern und redet, ob er mit dem Grastuch geht oder kommt: „Hausdörferin . . .“

Und diese Mütze, diese Hosen und Füße!

Was ist das für ein Grün im Beinkleide! Von hinten gesehen will es als Giftgrün erscheinen. Es wechselt den Eindruck.

Dann muß er den Ochsen herausholen, um den Wagen mit den Unträutern hineinzufahren. Auch ihm scheint er zu erzählen; die drei hören aus der Entfernung nur die Unrede: „Muschlan, — Muschlan —“ Er behandelt das Tier so menschlich, wie es noch kein Knecht bei der Hausdörferin vollbrachte. Der vorige, brummig und verschlossen, hatte schon am ersten Tage das Tier mißhandelt, daß die Hausdörferin dagegen einschreiten mußte.

Beim Mittagessen bringt er bei jeder Kartoffel, die in den Mund soll, erst eine Geschichte heraus. Die drei Kinder der Hausdörferin, die aus der Schule heimgekommen sind, hören, staunen und vergessen alles. Er spricht und spricht, daß die Bäuerin schon zornig ruft: „Ußt doch lieber, stuppst Euer Maul!“ Er weht sich das Messer an den Hosen und schweigt einen Augenblick. Sein Stachelgesicht bleibt unbewegt, die lichten Auglein glänzen wie immer. Er ist nicht verlezt. Er erzählt schon weiter! Die Kinder verschlingen ihn fast mit ihren Blicken. Die wunderliche Tracht, die Rede ziehen sie heftig an. Der Kleinste, der dicht bei der Bäuerin sitzt, wendet kein Auge von dem Zugewanderten, und die beiden anderen rücken auf der Bank näher zu ihm.

„Hausdörferin,“ sagt er nach dem Essen, „do möcht iech mir jitze men Kästa hulln aus Henrichau. Vielleicht kann ich mir a Muschlan einspanna. Sahst och, ihr Leute, die Orsittin, wie ich bei dar war, daren Schwaster, die unda im Lande ies — —“

„Da fährt,“ sagt ihm die Bäuerin.

Am Abend bringt er auf dem Wagen einen ungeheuren Kasten an, der allseitig bunt bemalt ist. Alle Kinder des Dorfes geben ihm das Geleit. Die Dorfstraße kann das Gedränge und Geschiebe kaum fassen. Er hat den Ochsen am Kopf gefaßt und lenkt vorsichtig den Wagen über den Bach in den Hof. Die Kinderschar jagt er zurück.

Die Bäuerin, die zwei Mägde, die Kinder der Hausdörferin müssen mit anpacken, um das Kastenungeheuer in die Kammer zu schaffen. Unter den Schreien: „Ha — Hala“ gelingt es endlich. Erwartungsvoll harren sie alle der Dinge, die nun kommen sollen.

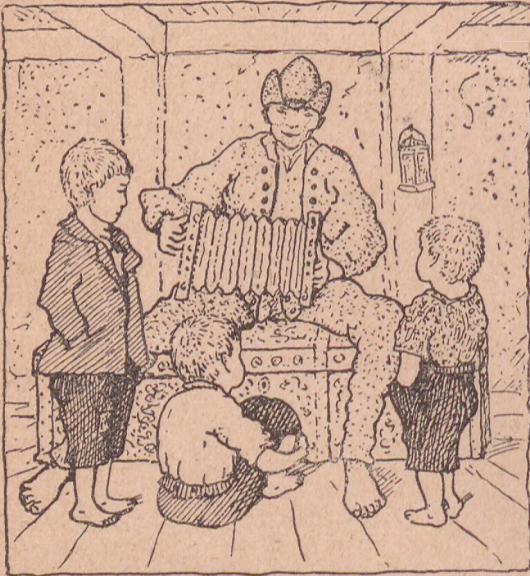
Er zieht seine Tacke herbei und greift mit dem ganzen Arme in das tiefste Futter hinab. Ein Schlüssel kommt heraus, der sicher einen Viertelmeter Länge hat. Der Kleinste der Hausdörferin ruft: „Mutter, sieh ä!“ und der größte zeigt auf das unförmige Schloß: „Sieh ä, Mutter!“

„Mein? Mutter,“ erzählt der neue Knecht, „die im Februar

stärk, saht od, ihr Leute, 's war sihr kalt, hot ihn vo ihrer Mutter. Der Kleinert Tischler, der amäll 'n Finger verlorn hot, da bemolt a. Saht od, wenn ma ihn zu schärf anpackt, do zerreiht a. Der Wurm is schunt drinne, und —“

„Mocht endlich uf! Was soll däs lange Gerede!“ ruft die Bäuerin.

Er stößt den Schlüssel ins Schloß, rüttelt, rackert, hebt, zerrt, stößt, schließt — der Kasten springt endlich auf, und eine Wolke non Staub wirbelt um die Staunenden. Dann greift er hinunter in die dunkle Tiefe, es klappt ein Brett, ein langgezogener Klagelaut ertönt, die Aufmerksamkeit kann nicht mehr höher steigen, und eine



— Ziehharmonika kommt ans Licht. Er bläst den Staub herunter und fängt an zu spielen.

Die Fugen wimmern, es knittert und ringt innen nach Atem; aber das Wesen will doch zeigen, daß es noch lebt und Schmerzen fühlt, wenn die Klappentore aufgerissen werden; nach einer unendlichen Pause klagt ein Stimmlein. Und dann noch eins — und dann wieder eins.

Die Bäuerin läuft eilig die Treppe hinunter.

Wieder greift er in das Dunkel hinab. Eine

Dose erscheint. Er klopft auf den Deckel und pocht an die Seitenwände. Dann reißt er an einem Lederriemen. — Sein Gesicht rötet sich und kommt in Verzerrung.

„Nu wirscht du glei!“ ruft er.

Endlich folgt der Deckel den aufgebotnen Kräften. „Tobak, guder Tobak!“ erschallt es freudig. Er greift hinein und bietet ihn allen an. Die Kinder schnupfen, ohne an Vergiftungen zu denken. —

Auch die zwei Mägde rennen eilig die Treppe hinab. — Der Staub im Kasten hat sich beruhigt, die Finsternis gelichtet. Eine endlose Leere mit offenen Seitenkästen taucht hervor.

Doch er greift noch einmal hinab und zerrt aus dem einen Winkel ein schwarzes Etwas heraus. Das packt er am Kragen und schlägt es in die Lüfte. „Mei Frack!“ sagte er, „für a Sunntig zum



Tanze.“ Er stäubt aus allen Ecken und raucht aus allen Taschen. Er zieht ihn an und sieht an sich hinunter. „Sahst od, ihr Kinderla, ma muß imm'r fein sein. Dan Frack hôt mei Väter zur Huchst angehât, und der Vetter vom Väter, der lange Kittler, wullt'n amoll nich mehr wiedergahn. Do ging a ei die Städt und wie a hemkom, sât a, a hätt'n verlurn. Ich burg ihn nich mehr weg. Sahst od -- --“

Im Reden fühlt er in die zwei Taschen und holt eine grüne Rolle heraus und entfaltet sie. Es ist ein Schlips. „Für a Sunntig,“ spricht er.

Und noch einmal beugt er sich in den Kasten und fährt in die andere Ecke und bringt mit zwei Händen ein schweres Eisenstück heraus. Die Kinder treten näher.

„U Wasser, Kinderla!“

Irgend ein Dorfschmied muß es angefertigt haben. Er ringt mit Riegeln und Rost, daß ihm die Worte ersterben, er ringt und reißt die Schneiden empor. „Brotmesser!“ sagt er, „Schlachtschwert!“ fährt er fort. Ein förmliches Schwert droht den Kindern entgegen. Sie weichen zurück. Dann geht es weiter. „Pfropfer! — Schneider! — Kopulierer! — Glasreißer! — Baumsäger! — Steinbrecher! —“ Und immer springt aus Rost und Riegeln ein Wunder heraus.

Und noch einmal drückt er mit Leibeskräften. Nach vielen Minuten kommt schließlich eine geheimnisvolle Feder in Bewegung. Ein Stachel reißt sich auf. „Schlampagnerknaller!“ seufzt er schwitzend. Das ist das Ende, und was für ein Ende! Schauernd stehen die Kleinen. Sie wissen nicht, was ein „Schlampagnerknaller“ ist, sie wagen angesichts dieses Stachels nicht zu fragen. Und er weiß es sicher auch nicht. Sie denken alle an Pulver und Blut, an trommelfellzerreißende Erschütterungen und Hilfschreie.

Nun ist es genug. Nach schweren Bemühungen kriecht der Stachel wieder hinein. Das eiserne Ungeüm lagert sich von neuem still in der Ecke des Kastens, und der Schlüssel wird in das Futter der Tacke begraben.

Dann gehen sie hinunter in die Stube, in der schon die kleine Lampe traulich flimmert und die Schüssel mit Kartoffeln auf dem Tische steht und dampft.

Neues Erzählen hebt an.

Nach dem Essen legt er sich in die Stube, wimmert, klagt und zeigt, wie ihm der Barbier in Heinrichau den Kopf zwischen die Beine klemmte und den Backenzahn herausriß.

Dann stellt er auf der Diele die Beine wunderbar zum Tanz. „Sahst dock, das ies nie a su leicht, ihr Jungfarn; do brauchst ma Zähre zum Larna,“ sagt er, obwohl es ihm der Kleinste von der Hausdörferin sogleich nachmachen könnte.

Seit diesem Tage ist er aller drei Kinder größter Freund. Bald kennt ihn das ganze Dorf, bald kennt er alle Dorfbewohner und



weiß alles von ihnen. Im Dorfe heißt er der „grüne Heinrich“. Sonntags macht er Staat in grasgrünen Hosen, schwarzem Rock und grasgrünem Schlipf. Im Sommer geht er barfuß dazu.

„Fortjån wullt ich ihn schunt, uste und bale,“ ruft die Hausdörferin, „åber die Kinder, die dämliche Racker, losa mit ihm furt!“

(Aus der „Jugend“) Wilhelm Schrenner

## Der ale Schafer

Der Schafer hier, der ale  
gebuckte Mån,  
a ies err achtzig bale,  
ma sitt's 'm ån.

Die Schåfla uff derr Wiese,  
die wissas schunt:  
a nimmt amåll 'n Priesa,  
dås ies gesund.

Die Alla und die Junga:  
nu wås denn, hå?  
Die kumma hargesprunga  
und macha — båh —

Derr Hund mit langa Såka,  
der rennt und ballt.  
U muuß die Schåfla heka  
dås muuß a halt.

U jåt se uff derr Weede  
halt rimm und nimm.  
U Schåflan macht dås Freede,  
S' ies ju nich schlimm.

Derr Schafer sachte, sachte  
derhinger gieht;  
a tåpert mit Bedachte  
und Schriet ferr Schriet.

Dås sitt ma schunt åm Gange,  
du liebe Nut,  
a tåpert nimme lange,  
do kimmt der Tod!

Do warn die Schåfla flenna  
går siehr, går siehr;  
derr Hund werd ångstlich renna,  
dås årme Tier.

Do warn se går nich wissa  
wuhar, wuhien,  
da warn se ålle missa  
zu Gråbe giehn.

Die Schåfla ei derr Reihe,  
derno der Hund,  
und immer zwehe, dreihe  
ei enner Frunt.

Is werd går siehr a præchtig  
Begråbnis gahn,  
ihr Leute — nee, dås macht iech  
ju salber sahn.

Und ies a dann begråba,  
do ies a tut.  
U ies gutt uffgehåba,  
a leit und ruht.

Ernst Schenke

## Der Heidebauer

Irgend ein Laut schreckte mich auf. Dicht unter mir, auf dem zerrissenen Wege, klorrte ein Wagen vorüber. Ein niedriger Bretterwagen. Ein Heidebauer, oder wie sie ihn nennen: ein Halbbauer, ließ seine Beine vom Wagen herabpendeln. Låssig hielt er die Zügel. Auf dem Wagen blihte ein Pflug. Er sah zu mir herauf, und doch

fühlte ich's, daß er an mir vorbeisah. Die lange stumme Fahrt durch den Wald läßt nicht Gesprächig werden.

Sein Kopf hing wie der träge Kopf des Pferdes, das langsam, Schritt für Schritt, durch den Wald stapfte. Kein Laut mehr. In der Ferne wird das Gefährt kleiner und kleiner.

Eine Stunde später begegnen wir wieder einander. Der Wald ist zurückgeblieben. Ein Feld legt sich vor ihm hin. Dort blinkte der Pflug. Er riß in den Leib der Erde. Aber sie blutete nicht. Der dünne, helllichtige Boden sprang über die Schneide des Pfluges, und grauer, feiner Sand rieselte darüber hin. Unbekümmert um das Lachen des Sandes, der im gleichmäßigen Spiel über die Schneide des Pfluges tanzte, schritt der Mann hinter seinem Pfluge her. Die Pfeife hing ihm schief im Munde. Sie war längst ausgegangen. Die Arme zitterten leise, wenn er den Pflug tiefer in die ausgehungerte Erde drückte. Er sah keine Ferne mehr, kein Grüßen der Berge. Seine Welt begrenzte sein Feld. Er glaubte nicht mehr und hoffte kaum noch; er setzte Schritt um Schritt und arbeitete seine ganze Seele in diesen Boden hinein. Und wer jemals vom Lande herkommt, wo die Erde noch von ihrem Herzblut hergibt, der lacht und lacht, daß je einmal hier noch Brot zum Himmel wachsen könne.

Wenn aber der Sämann über die Felder ging und die Nächte kamen, die die Körnlein behüteten, dann kam der Allgütige selber und segnete. Und von Jahr zu Jahr schenkt Gott den Menschen das Wunder, daß er aus Steinen Brot werden läßt, wenn er nur Arbeitshände sieht, die die Steine segnen.

Hans Christoph Raergel

## Der Handelsmān

Ihr Leutla, seid err alle dō?

Gun Tag, schiene Frō!

Mächta Se nich wās Schienes kesa?

Schiene Bändla und schiene Schlesa,

a Kammla etwant ei de Hāre?

Billige Wāre,

Schiene Wāre!

Iech bien a siehr rechtschāffner Handelsmān,

Billige Wāre, die biet iech ān.

Wullda Se wās hier vo dann weiẓa

Schürzabāndlan, die nich zerreiẓa?

Oder wullda Se griene hān?

Iech bien a siehr rechtschāffner Handelsmān,

dohie eim Kastla hā iech Wulle,

fufza Viehma kuf't ene Kulle.

Schiene Kneppla hā iech dohie.

Murdsmäßīg lālt wārsch gestarn frih,



die Ganzla sein uff'm Eise geganga.  
 Wullda Se etwant was vo da langa  
 Handtichern kesa — vo dann gelba,  
 die Fro Pastern hôt ganz dieselba  
 gekest.

Dohie die andarn sein rut gestreeft,  
 wenn Se etwant wulln sichte hân.

Iech bien a siehr rechtschâffner Handelsmân.

Teure Zeita, die warrn merr kriega;  
 ihr lieba Leutla, iech viel nich licga,  
 aber ihr werd amoll sahn,  
 is werd kene Wäre gahn.

Eure Klunkarn warn sein zerrissa,  
 und ihr werd wie die Bummler rimlofa missa,  
 Lumpa werd err euch im die Beene schlân.

Iech bien a siehr rechtschâffner Handelsmân.

Kest, kest, ihr Leute, ihr spârt euch Geld,  
 Is warn biese Zeita warn uff derr Welt. Ernst Schente

## Die Bettelfrau

Das Feuer im Backofen lodert schon auf; noch trägt der Knecht Scheitholz in das Haus. Der Morgen liegt grau und trübe. Es ist Schnee gefallen in der Nacht, der die Schritte der Dahineilenden im Hofe und auf der nahen Dorfstraße auffängt. Selbst die alte Hofbrücke liegt heute still und meldet die Gäste nicht, während sie noch gestern jeden Balken schreien und knarren ließ. Plötzlich schlagen die Nachbarhunde an; unser Hofhund springt aus der Hütte. Aus dem Niederhof naht eine hohe dunkle Gestalt. Es ist die Wiesenbüttnern, die erste der Bettelleute. Die Kinder drücken sich vor ihr scheu in die Häuser, da sie einen unheimlichen Eindruck hinterläßt. Sie trägt einen weiten, schwarzen Salar, den ihr der Pastor im Dorfe geschenkt hat. Sie hat dieses seltsame Kleidungsstück in keiner Art geändert. Der wagt niemand ein Wort nachzurufen. Mit langen Schritten überquert sie die Brücke und tritt über die Schwelle. „Gut Morga!“ sagt sie und bleibt an der Haustür halten. Ihre dunklen Augen starren in die rote Glut. So bleibt sie unbeweglich stehen, bis ihr die Mutter eine Schnitte Brot und eine Tasse heißen Kaffee reicht. Niemals habe ich oder meine Schwester gewagt, ihr Gaben zu reichen. Sie ißt und trinkt, während wir scheu aus weitem Hintergrunde, nach der Hand der Mutter greifend, auf die düstere Gestalt blicken, der jedes Kind im Dorf ängstlich ausweicht. „Gott ihr die Hand, dam arma Weibe!“ sagt der Vater eines Tages. Keiner wagt's. Sie stellt die leere Tasse auf den Kessel, tritt zum Feuer heran und reibt sich die Hände.



„Ihr seid ju ganz blo vor Kälde!“ ruft der Knecht, „håbt Ihr denn keene Feuriche?“

„Nee,“ sagt sie.

„Ihr erfriert wull går ei Euer Stube?“

„Jo.“

„Nu, do sammelt doch Hulz eim Summer.“

„Meine Nutt'r kån nimmer furt,“ spricht sie, öffnet den Salar. Eine große Tasche erscheint, in die sie das Stück Brot schiebt. Sie sagt „Håt Dank“ und geht.

Sie wohnt mit ihrer achtzigjährigen Mutter in einem kleinen Häuschen zusammen oben im Walddörfchen. Wenn der Wind von den Schneeflehen herabfährt, trifft er ihre Stube zuerst. Die Achtzigjährige hockt drin am Ofen; die Tochter trägt ihr das Brot herbei. Vor Jahren hatte sie noch Arbeit im Vorwerk, dann konnte sie die Mutter nicht mehr allein lassen. Sie hat einst glückliche Tage gesehen. Ihr Unglück begann mit dem Tage, der sie an einen Mann band. Der vertrank schon am Tage nach der Hochzeit ihr Geld, versetzte die neuen Schaffer, trug das reifenfunkelnde Butterfaß auf der Schulter fort. Dann folgten die Ziege, die Kuh, das Pferd, Wagen und Geschirr, schließlich die ganze kleine Wirtschaft. So wurde sie von Stufe zu Stufe mit hinabgerissen. Das hinderte keine Arbeit und kein Weinen. Da war keiner im Dorfe, der die Frau nicht bejammerte, doch weder der Einzelne noch die Gemeinschaft halfen. „Wu sull'n mir hier ånsfanga?“ riefen manche, dachten alle. So ging das Unglück seinen Weg und riß auch im Herzen immer größere Lücken. Der Blick wurde starr und kalt. Als der Mann starb, war alles zu spät.

Wilhelm Schremmer

## Der Nachtwächter

Is wår amåll a Wächter,  
Nachtwächter wår a går,  
und zwår asu a echter,  
wie no ke Wächter wår.

A wår dom besta Schlage,  
dås hån mere glai gesåt,  
dar wußt's, wås a bei Tage  
und wås a obends tåt.

Bei Tage ging a gråsa,  
a rannte, stånd und lief,  
und ei der Nacht, da såß a  
und schlief.

## Die Handwerksgefallen

Frisch, lustig und fröhlich, ihr Handwerksgefallen!  
 Und tut euch mit ängstlichen Sorgen nicht quälen!  
 Denn nicht Reichtum macht glücklich,  
 Zufriedenheit macht reich.  
 Wir alle sind Brüder,  
 wir alle sind gleich.

Wir haben schon Kaiser und Könige gesehen.  
 Sie tragen goldne Kronen und müssen vergehen.  
 Denn nicht Reichtum macht glücklich,  
 Zufriedenheit macht reich.  
 Wir alle sind Brüder,  
 wir alle sind gleich.

Der Reiche lebt herrlich in großen Palästen,  
 der Arme oft elend in Sumpf und Morästen.  
 Doch nicht Reichtum macht glücklich,  
 Zufriedenheit macht reich.  
 Wir alle sind Brüder,  
 wir alle sind gleich.

Schleissches Volkslied

## Die letzte Schicht

Ein trüber Dezembertag geht seinem Ende entgegen. Die mit Rauch und Dunst erfüllte Luft lastet bleiern auf der schmutzigweißen Schneedecke, die das Unheimliche des Bruchfeldes einigermaßen verhüllt. In der dicken Luft scheint jedes Leben erstorben zu sein. Nichts verrät, daß hundert Meter unter der Oberfläche ein heißer Kampf zwischen Menschen und den entfesselten Gewalten der Unterwelt droht. Die gefährlichen Kohlengase der Brandfelder sind wieder einmal durchgebrochen, und trotz stundenlanger Anstrengung ist es nicht gelungen, der Eindringenen Herr zu werden.

Aus dem Grubentor treten hastig drei Bergleute mit brennenden Lampen und eilen über den holprigen Boden des Feldes. Es ist der Fahrsteiger des Bezirks mit zwei Häuern. Der Beamte hat in der Grube sein Leben gewagt, um den Herd der Gase zu entdecken. Alle Mühe war vergebens. Doch das Pflichtgefühl läßt ihn nicht zur Ruhe kommen. Es brennt in seiner Brust wie in der Brust eines alten Soldaten, der den Feind aus der Verschanzung nicht vertreiben kann.

An einem alten Wetterschachte machen die drei Männer Halt. Der Führer hat sich zum äußersten entschlossen. Er will von hier aus in das bedrohte Gebiet vordringen, um die Durchbruchsstelle der



Gase zu entdecken. Prüfend steht er am Rande der dunklen Öffnung: er kann das Wagnis unternehmen, die Wetter fallen ja.

Vorsichtig klettert er die steilen Fahrten hinab. Nur der Schein der treuen Lampe begleitet ihn auf diesem ersten Gange. Schon weiß er sich in der Nähe der Grubensohle — da schlägt ihm ein Schwaden brandiger Wetter entgegen. „Die Gase kommen!“ Mit der ganzen Kraft seiner Lungen ruft er es zu den ihm folgenden Häuern hinauf. Dann strebt er mit dem Mute der Verzweiflung nach oben.

Zu spät! Die Dämonen der Tiefe halten ihr Opfer mit unbarmherziger Sicherheit fest. Die Lampe erlischt vor ihrem stickenden Hauche. Tiefes Dunkel hüllt den Unglücklichen ein. Die Sinne und die Willenskraft schwinden. Langsam lösen sich die Hände von der Fahrt. Der Körper sinkt hinab und schlägt schwer auf der zunächst liegenden Bühne auf. Aber den Leblosen hinweg schwillt der Giftstrom und schreitet der Mündung des Schachtes zu. Nur mit Mühe entrinnt die beiden Häuer dem tödlichen Atem.

Wie Irrlichter flackern bald darauf Lampen in der eingetretenen Dunkelheit um die Unglücksstätte. In fieberhafter Eile sind die Kameraden des Verunglückten am Rande des Schachtes mit den Rettungsarbeiten beschäftigt. Eine Gestalt löst sich aus der Gruppe und tritt an die Mündung, offenbar in der Absicht, in die gefährliche Tiefe hinabzudringen. Da schießt eine Feuer säule aus dem Schachte heraus — der Gasstrom hat sich an der brennenden Lampe entzündet. Die rote Glut taucht die Umgebung in ein magisches Licht und beleuchtet den Kreis der umstehenden Menge, deren Gesichter Hilflosigkeit und lähmendes Entsetzen verraten.

Die riesige Flammensäule hebt sich höher und immer höher zum Nachthimmel empor. Gleich feurigen Wogen quillt es aus der Mündung des Schachtes heraus; es braust und heult das schaurige Siegeslied entfesselter unterirdischer Geister. Die Flamme steigt dann wie ein prächtiges Purpursegel zur Höhe hinauf und zerflattert in tausend feurigen Zungen.

Tief unten aber ruht weltentrückt in Nacht und Stille der Steiger nach seiner letzten Fahrt. Über seinem Grabe bläht sich im kühlen Hauche des Nachtwindes die lohende Totenfahne. R. Urbanet.

## Die nach Sonne hungern

Hier macht die Sonne einen großen Bogen, grüßt nur zuweilen abendlich die schmalen Kammern und läßt den engen Hof, der nach Licht weint, tagsüber im Halbdunkel liegen.

Diese großen, grauen und roten Kasernen, die Ameisenhaufen der Menschen, stehen wie Burgen auf kahlem Hügel oder ziehen sich wie riesenhafte, schwerfällige Rettenglieder eine Straße entlang.

Hundert kleine Fenster suchen Sonne; aberhundert bleiche Ge-

sichter pressen sich an blinde Scheiben; tausendfach berührt, verschlingt, umarmt sich hier das Menschenleben, reichen Lust und Qual sich stumm oder schreiend die Hände, wechseln in einem Stockwerk, in einer Stube, auf einem Fleck Hoffnung und Trostlosigkeit, Glück und Verzweiflung.

Aus den Kellern taumeln dunkelheitbenommene Gestalten an den Tag, aus den Dachlücken starren Kinderaugen weitaufgerissen nach einer fernen, fernen Wiese.

Immer sind müde Männer in diesen Häusern, arbeitsrußige, bis zu den Lenden entblößte, über einen Waschtrog gebeugte und solche, die tief und traumlos schlafen, — die anderen sind drüben im Wirrwarr des Werkes, in der hämmerdröhnenden Halle oder im tiefen, tiefen Schoß der Erde, Blöcke sprengend, Kohle schürfend, Schaufeln schwingend . . .

In den Stuben der Hauskolosse schaffen die Frauen, dicke und magere, unter den vielen arbeitsgeröteten hier und da eine feine Blasse, die wie verirrt scheint, — Frauen mit vielen Kindern.

Die Kinder, — das ist das Leben. Unter ihnen wohnt noch die blanke Freude über eine Brotkruste, über jedes Auto, über den ersten Zitronenfalter. Hier sind die Spiele und Reime, Kugeln, Knöpfe, Bälle und Reifen zu Hause, hier sind übermütige Lustigkeit und sorgenschneidender Frohsinn.

Einer der Hausbewohner hat um seine Fenster Duzende von Vogelbauern gehängt. Da singen und zwitschern seine kleinen Freunde, von denen er auch hier in der Dunstwolkenstadt nicht lassen kann, die ihn an eine Gegend erinnern, grün von Gras, blau vom Himmel, hell von Sonnenstrahlen, — an sein Jugendland.

Ein schwärmerisches Mädchen hat ihr Kammerfenster mit Blumen, roten, gelben und weißen umstellt. Blasse, feinstenglige Pflanzen sind es, die sich sehrend an die Scheibe drängen.

Aus einem dritten Fenster, das geöffnet ist, schwingen Geigen-  
töne. Nachklänge vom Sonntag: Operettenmelodien, Walzer . . .

Freudenfest in solchem Hofe, wenn der Leiermann kommt, daß alles mitsummt, Kinder ihren Reigen tanzen, andere wieder stumm bewundernd mit großen Augen dieses Märchen anstarren, das so schnell einen rosigen Glanz über das Elend hängt. Man muß die Menschen kennen, in deren Ohren die vollen, dunkeln Töne des Leierkastens süßer schmeicheln als Konzertflöte und Fagott, um diese alten, wehmütigen Melodien lieben zu lernen.

In das Kinderjubeln meckert eine Ziege, in den langen Reihen der Kohlenställe hüpfen weichfellige, schöne Kaninchen mit großen, ernstesten Augen.

Um Abend, wenn es auch da stiller wird und ein Zelt, blau und sternenvoll, sich zwischen die breiten Dächer spannt, da dudelt aus irgendeiner Ecke die Ziehharmonika, oder ein frommes Lied wandert aus Mädchenseelen auf zum Himmel . . .

Curt Mirau





Hugo Bantau

## L i e d u n d S p r u c h

### Selige Frühlingszeit

Ringelrußafästa,  
männer warn mir fästa,  
übmänner Kucha haßa,  
ei zwö Toga Struh neihacka! —

Es soll ein Kranz gebunden sein  
aus lauter schönen Rosen,  
komm, du Kößlein, zart und fein,  
es soll ein Kranz gebunden sein. —

Ziht gieht der Zug no Brassel furt,  
Brassel ies a schinner Art,  
juchhei, juchhei, juchhei! —

Klatsch, klatsch, Gannerla,  
was wad der Tata brenge?  
A Sammerla. Was me derzu?  
A pár rute Schuh, 'n Riema  
und dann a Puckel vul Striema! —

Is fängt an zu träppeln,  
is kimmt a Män mit Appeln,  
is fängt a zu rann,  
is kimmt a Män mit Zwann.

Schlesische Kinderlieder

Belk' Bogenlesebuch v. Dr. E. Weber u. Dr. A. Schmidt  
Bearbeiter: Wilhelm Schremer



## Usterzeit

Wie nickt eim Winde  
 is Usterglöckla  
 bim bim geschwinde,  
 eim weißä Räckla  
 und wiegt sich leise  
 und wiegt sich linde.  
 A Klenner Häse  
 mit fenner Nāse  
 durt underm Strauche  
 guckt aus'm Grāse.  
 Die Kinder, die Kanga,  
 die wull'n a fanga.  
 Mit langa Steckä  
 gieht's durch die Hecka,  
 gieht's über a Gräba,  
 flink wie die Rätta.  
 Ces rufft: „Jech hāb a!“  
 Ces rufft: „Ich hāt a!“  
 Hops macht is Hasla, hops eis Vooch,  
 war kån anooch?  
 Die Sunne plinzelt voo uba runder,  
 Wāne rätpern eim Durfe nunder.  
 Wuhien ma sitt, wuhien ma fährt,  
 die Strooßa sein wie ausgekehrt.  
 Gänseblümmla uff jedem Sammla,  
 drunda derr Schafer treibt seine Lammla.  
 Omselfn feisa und Finka schlān,  
 die macha's ang tulle, mächt ma sän.  
 Ei jedem Gārta, derr jedem Täre  
 nisch wie Katla und Drusseln und Stäre.  
 Die Sperliche quiettscha mitta nei,  
 die kinnaß nich, dās hiert ma glei.  
 Die Fliega brumma,  
 die Wespa summa,  
 ma werd noch umß Gehiere kumma,  
 ma werd am Ende noch toob derwo.  
 Wās ies dernoos?  
 Singt ock, singt ock, euch gieht's ju gutt,  
 ihr hott ju noch geferes Blut.  
 Und derr Winter, dar aale täprige Tärge,  
 hoot siech verfrucha eis Gebärge.  
 A hoot siech verfrucha,  
 merr warn a nich sucha.  
 A siht uff'm Zuta,  
 a friert an die Futa.



Merr warn a nich wärma,  
 a werd siech härma.  
 Die Blümle hätte's glei gewußt,  
 daß und a hätte nausgemußt.  
 Die sein gekumma über Nacht  
 und hän gelacht.  
 Ree Stäuble Schnie ein ganza Täle,  
 aber die Sunne, die wär überäle.  
 Und hurtig, hurtig die Kinder ginga,  
 hiert errsch singa?

Summer, Summer,  
 klenner Pummer,  
 kleenes Marla  
 macht a Pakßla,  
 kriegt a Neegla,  
 kriegt a Beegla  
 flink, flink,  
 und wärt äck atwing,  
 acht Tage nim,  
 acht Tage rim,  
 Ihr Madla — ihr Junga,  
 a kimmt gesprunga.  
 War denn?  
 Ein Gräse —  
 War denn?  
 Derr Häse,  
 Derr Usterhäse,  
 derr Usterhäse?  
 Und die Glocke läuta,  
 wås suul's bedeuta?  
 Usterzeit,  
 guldne Zeit  
 läuta se nohnde,  
 läuta se weit.

Ernst Schente

## Pipaseifla

Pipaseifla gib mer Saft,  
 bis der Pauer a Häber räfft,  
 a räfft a ni alêne,  
 der Hund, da hôt vier Bêne,  
 die Käse hôt 'n langa Schwanz,  
 Pipaseifla bleib mer ganz.

Wilhelm Schenmer, Volkslieder aus dem Eulengebirge

## Gänseblümchen

Gänseblümchen, Sonnenkind,  
gehörst zu des Frühlings Hausgesind.  
Deinen goldnen Knopf, deinen Spizenkragen  
könnten die edelsten Jungfern tragen,  
brauchten sich niemals drum zu schämen,  
viele von ihnen werden sich grämen,  
daß du braves, niedliches Kleinchen  
auf deinem dünnen, zarten Beinchen  
so schmuck und lieb in die Welt kannst schauen  
mit Blicken voll Anmut und Vertrauen.  
Bist du auch aus niedrigem Stande,  
gehörst doch zu den Schönsten im Lande.  
Gehst du mit der Sonnenmutter zur Ruh  
und machst deine feinen Spizen zu,  
so schau ich noch einmal zum Kelch hinein  
und sag: „Gut Nacht, mein Engelein,  
Tausend Schönchen, Sonnenkind,  
du Schönste von Frühlings Hausgesind.“

Karl Prause

## Das Karassell

Hätt err schunt beim Kratschem drunda  
schunt das Karassell gesahn?  
Kummt äck hurtig; denn durt unda,  
Kinder, Kinder, werd's was gahn.  
Kummt äck schnell, kummt äck schnell  
uff das schiene Karassell.

Fahrla hoot's zum druffe reita,  
Elefanta zwee, drei Pär,  
und uff älla beeda Seita  
Waane hoot's und Schlieta gär.  
Fang ock än, fang ock än,  
du verpuchter Leiermån.

Jedes Stückla lust enn Biehma,  
emäll rimm, doo ies a weg.  
Madla, hal dich än a Riema,  
luste fleugst merr ei a Dreck.  
Zuchheida, juchheida,  
jiz gieht's noch Amerika.



Und die Leier, die muß singa,  
und die große Glocke schlät  
eemäll burna, eemäll hinga,  
daß die ganze Bude dräht,  
immer rimm, immer rimm,  
zahnmaßl iez noch gâr nich schlimm.

Obends brenna bunte Lichtla,  
und die Mutter kimmt gerannt:  
„Junge, du verdommtes Frichtla“ —  
und die wackelt mit der Hand —  
„Kimmste schunt, kimmste schunt,  
du verpuchtes Wagabund?“

Und is hägelt uff die Tacke  
wâs de konnst und wâs de hust,  
Singla, Singla, freiz mei Backe,  
o wie schnell vergieht die Lust,  
o wie schnell, o wie schnell,  
o du schienes Karassell!

Ernst Schente

## Schlesischer Sommersonntag

Sech kumme zum Summer,  
iech bien a klenner Pummer,  
lußt mieh nie zu lange stiehn,  
iech muß a Häußla wettergiehn.

Sech bien a klenner Kenig,  
gatt mir nich zu wenig,  
iech bien a klenner Garnegrûß,  
gatt mir ock 'ne Pfaffernûß.

Sech kumme zum Summer,  
iech bien a klenner Pummer,  
brenge mer a Paksla Banna raus,  
do renn iech gleich zer Türe nauß!

Summer, Summer Negla,  
gatt mir ock a Begla,  
gatt mir ock a Pfafferding,  
a Begla iez doch gâr zu wing.

Der Härre Wetter hôt 'nen hucha Hutt,  
a iez gâr älla Madlan gutt,  
a wad sich wull bedenka,  
zum Summer mir wâs schenka.

U Tuta hân mer nauszgetrieba,  
a lieba Summer breng mer wieder.

Die Frô, die gieht eim Hause rim,  
se hôt an schiene Scharze im,  
mit dam guldna Bande,  
sie ies die schinnste eim Lande.

Rot Gewand, rot Gewand, schöne, grüne Linden,  
suchen wir, suchen wir, bis wir etwas finden.  
Gehn wir in den grünen Wald,  
singen die Vöglein, jung und alt,  
sie singen ihre Stimmen,  
Frau Wirtin sind Sie drinnen?  
Sind Sie drin, da kommen Sie raus,  
bringen Sie eine Gabe raus,  
ich nehme, was ich kriege,  
ich bin damit zufriede.

Hindermist und Taubamist,  
ei dam Hause krigt ma nischt,  
ies dâs nie ne Schande  
ei dam gruûa Lande!

Volksmund

## Abendlied

Abermal ein Teil vom Jahre,  
abermal ein Tag vollbracht!  
Abermal ein Brett zur Bahre  
und ein Schritt zur Gruft gemacht.  
Also nähert sich die Zeit  
nach und nach der Ewigkeit.  
Also müssen wir auf Erden  
zu dem Tode reifer werden.

Herr und Schöpfer aller Dinge,  
der du mir den Tag verliehn,  
höre, was ich tränend singe!  
Laß mich würdig niederknien!  
Nimm das Abendopfer hin,  
das ich heute schuldig bin,  
denn es sind nicht schlechte Sünden,  
welche mich dazu verbinden.

Treuer Vater, deine Güte  
heißet überschwenglich groß.  
Drum erquicke mein Gemüte,  
sprich mich ledig, frei und los!  
Gib der Buße stets Gehör!  
Denn dein Knecht verspricht nunmehr  
dein Geseke, deinen Willen  
nach Vermögen zu erfüllen.

Johann Christian Günther



## Rautendelein

In tiefer Nacht, mütterseelenallein,  
 kämm ich mein goldenes Haar,  
 schön schönes Rautendelein!  
 Die Vöglein reisen, die Nebel ziehn,  
 die Heidefeuer verlassen glühn . . .

Gerhard Hauptmann

## Nachts

O wunderbarer Nachtgesang:  
 Von fern im Land der Ströme Gang,  
 leis Schauern in den dunklen Bäumen —  
 wirrst die Gedanken mir,  
 mein irres Singen hier  
 ist wie ein Rufen nur aus Träumen.

Joseph von Eichendorff

## Heimat

1.

Aus der Heimat, hinter den Blicken rot,  
 da kommen die Wolken her;  
 aber Vater und Mutter sind lange tot,  
 es kennt mich dort keiner mehr.

Wie bald, wie bald kommt die stille Zeit,  
 da ruhe ich auch, und über mir  
 rauschet die schöne Waldeinsamkeit,  
 und keiner mehr kennt mich auch hier.

2.

Mir träumt', ich ruhte wieder  
 vor meines Vaters Haus  
 und schaute fröhlich nieder  
 ins alte Tal hinaus,  
 die Luft mit lindem Spielen  
 ging durch das Frühlingslaub,  
 und Blütenflocken fielen  
 mir über Brust und Haupt.

Als ich erwacht, da schimmert  
 der Mond vom Waldestrand,  
 im faden Scheine flimmert  
 um mich ein fremdes Land.  
 Und wie ich ringsher sehe:  
 Die Flocken waren Eis  
 die Gegend war vom Schnee,  
 mein Haar vom Alter weiß.

Joseph von Eichendorff

## 's Mutterle

U Mutterle säß  
uf'm grünen Gräs,  
uf'm kleenen Gräb,  
ei ir'r Hand an'n Stäb.

Das Mutterle wär  
schund achzig Jähr,  
und se flennte und kriefz,  
däß der Buec se stieß.

Wie ich fragen tu;  
warum flennt se su?  
„Aber meine Mut:  
Mei Suh'n is tud!

Dar dernährte mich,  
und 'a litt's oh nihch,  
däß mich Weib aber Män  
turfte schippen und schlän.

Und do sitz ich hie,  
weene späte und früh,  
bas der Herrgoht künmt  
und mich ooch wegnimmt.“

Und da säß se nu,  
flennte immerzu,  
bas der Herrgoht kām  
und se ooch wegnähm.

Der Paster gāb  
ihr a kuhles Grāb,  
bei Suhnes derbei,  
und se läten se nei.

Do gedenkt's mich schier:  
wām is wuller denn ihr?  
Und niemensch kām  
se nu schippen und schlän.

Karl von Holtei

## Ein Auszugshause

Is Water droht und's rānt no heute,  
nu, Pauer flink; nu niem alle Leute  
und fāhre ei! —  
Gruf ward de Mut,  
und teuer 's Brut,  
denk ni ā mieh,  
denke ā diech  
und ā die Gesinder  
und ā deine Kinder, —  
mach, hull dir's rei!

Nu sein se nauz, und ich bien alleene —  
wās willst'n du mit dam Klapperbeene?  
Sihste, wie's blizt?  
Und der Dunner druf!  
Sizt lāda se uf, —  
doch's rānt no ni, — — —  
sijt kumma sie!  
Hierste die Wāne?  
Sie ermacha's ver'm Rāne! —  
Nu kumm ich mit dir!

Paul Keller



## Hirtenlied aus dem Gebirge

Brie, Feuerla, briel  
 Jech hitte ganne die Rieh,  
 iech hitte ganne die faula Ziega,  
 daß ich fân beim Feuerla liega,  
 brie, Feuerla, briel!

Volkslied

## Hirtenlied

Hello, hello, Liebarei,  
 wad nie bale Zeit eitreiba sein?  
 O nee, o nee, no lange nich,  
 die faule Mât hot no nich ausgemist,  
 sie hôt sich uffs Struh gelât  
 ud no ke Halmla Struh gestrât,  
 na wât, dâs wan m'r im Pauer fân,  
 a kimmt im Wege rausgefârn  
 mit vierundzwanzig Strânga,  
 a wad die faule Mât hânga,  
 hello aho!

Volkslied

## Volkspruch aus der Odergegend

Geißt d'meit eiber d'Uder?  
 Dreiben cis Maußif.  
 Dâs geht mo schein,  
 dree Stickel vorn Beim.

## Abzählreime

Bittner, Bittner him, him, him,  
 dreimâll im die Tunne rim,  
 dreimâll im dâs Bittnerhaus,  
 guât 'ne ale Here raus.

Einß, zwei, Polizei,  
 drei, vier, Affizier,  
 fünf, sechs, ale Her,  
 sieben, acht, gude Nacht,  
 neun, zehn, Hubelspâhn,  
 elf, zwölf, Pauer'sch Pelz,  
 dreizâ, varzâ, bunte Scharzâ,  
 fufzâ, sechzâ, Râba krâchzâ,

siebzâ, achzâ, Madla wachsa,  
 neunzâ, zwanzig,  
 die Franzosa giehn nôch Danzig,  
 Danzig sing glei â zu brenna,  
 die Franzosa mußta renna  
 ohnc Strump und ohne Schuh,  
 immer furt nôch Frankreich zu.  
 Eulengebirge

On, trön, tree,  
 katter, lammer, see,  
 katter sie, katter so,  
 die Kapelle Santamo,  
 Santamo die Doppelrie,  
 on, tron, tree,  
 katter, lammer, see.

Warthe

Eng, deng, dinuß,  
 fauer, rāda, dīda, duß,  
 oi, woi, wāmbuß,  
 ālla, sella, din,  
 eng, deng, din.

Waldburger Segend

Hier wackelt das Haus,  
 dort quietſcht die Maus,  
 hier hopft der Floh zum Fenster nauß,  
 hopft auf die Brücke,  
 bricht das Genick,  
 hopft auf die Steine,  
 bricht ſich die Beine,  
 kommt der Doktor Hampelmann,  
 klebt die Beine mit Spucke an.

Trebnitzer Segend

Gretel reiber, Gretel reiber weider,  
 gib mir a Kiffel, ich gei dir's weider.

Rechte Oberseite

Eine kleine Piepmauß  
 ging umß Rathhaus,  
 wollte ſich was kaufen,  
 hat ſie ſich verlaufen,  
 ſetzt ſie ſich ins grüne Graß,  
 macht ſie ſich die Hofen naß.  
 Breslau

Rumdi, rumdi, rundibor,  
 wenn ſie machen pfidibor,  
 wenn ſie ihm was Schönes tun;  
 abo, gabo, itten ditten,  
 wer von euch iſt auß?  
 Umandla, Bemandla,  
 Schnappſäckla, Pappſäckla,  
 e Kiffla, zwe Kiffla,  
 drei Stidkla Fleiſch.

Reiher Segend

Eins, zwei, drei . . . ſieben,  
 komm, wir wollen Regel ſchieben;  
 Regel um, Regel um,  
 Bittner, Bittner, bum, bum, bum,  
 Bittners Frau, die alte Grete,  
 ſaß auf einem Stein und nähte,  
 fiel herab, fiel herab,  
 und das linke Bein fiel ab,  
 kam der Doktor Hampelmann,  
 klebt das Bein mit Spucke an.  
 i — a — u, auß biſt du.

Hirschberger Segend

## Bruder Malcher

Unſer Bruder Malcher  
 dar wult a Reiter warn,  
 a hätt äck kenen Sabel,  
 a kunte kener warn.  
 Die Mutter näm die Uſagābel  
 und ſchnallt's dem Malcher im a Nābel.  
 Reit, Malcher, reit!

Unſer Bruder Malcher  
 dar wult a Reiter warn,  
 a hätt äck kenen Mantel,  
 a kunte kener warn.  
 Die Mutter näm die Rūchathür  
 und hing's dem Malcher hindafür.  
 Reit, Malcher, reit!



Unser Bruder Malcher  
 dar wult a Reiter warn,  
 a hätt äf kenen Gutt nich,  
 a funte kener warn.  
 Die Mutter näm a Ufatupp,  
 setzt ihn dem Malcher uf a Rupp.  
 Reit, Malcher, reit!

Unser Bruder Malcher  
 dar wult a Reiter warn,  
 a hätt äf kene Stiefeln,  
 a funte kener warn.  
 Die Mutter zug — saht, wäs sie kân! —  
 Ihm a paar Wasseremer an.  
 Reit, Malcher, reit!

Unser Bruder Malcher  
 dar wult a Reiter warn,  
 a hätt äf kene Spörner,  
 a funte kener warn.  
 Die Mutter näm bum Buck die Hörner  
 und gab's dem Malcher statt der Spörner.  
 Reit, Malcher, reit!

Unser Bruder Malcher  
 dar wult a Reiter warn,  
 a hätt äf kene Handscha,  
 a funte kener warn.  
 Die Mutter näm an Hirschebrei  
 und stacht des Malchers Hände nei.  
 Reit, Malcher, reit!

Unser Bruder Malcher  
 dar wult a Reiter warn,  
 a hätt äf noch ke Pfarb nich,  
 a funte kener warn.  
 Die Mutter näm die schwarze Ruh  
 und säte: „Malcher, reit äf zu!  
 Reit, Malcher, reit!“

Schleßisches Volkslied

## Wa kâns deröta?

1. Uba und unda, ei der Mitte gebunda?
2. U Bauch vul Stêne, is sticht allêne?
3. Is leßt und leßt und leit halt immer im Bette?
4. Zwelf Briday stiehn beisamma und kener kân furt?
5. Zwebên siht uff'm Dreibên und zarrt äm Vierbên?

6. Gickerla, Gackerla, flüg iber'sch Ackerla; wie die liebe Sonne schien, ging Gickerla, Gackerla wieder hêm?
7. 's siht enner uff'n Dache und rôcht?
8. U lêst uff'm Ruppe und wad vo alla Leuta getrata?
9. 's krâbilt und wâbilt im Bauche und schlât mit a Fligeln?
10. 's stieht uff der Mauer, rufft Kenig und Pauer?
11. Gepumpelt, gerumpelt, gefitschelt, gefatschelt, und Wenn's Gepumpelte, Gerumpelte, Gefitschelte, Gefatschelte nie wetter kân, mûß fanga vo vânnâ ân?
12. 's iesz wie a Fâß, fällt's runder, kâns kè Mensch mè macha?

Aus Wilhelm Schremmer, Wie der Sch'esier singt, tanzt, spricht.

## Sprüche von Johann Scheffler (Angelus Silesius)

(1624—1677.)

Der nächste Weg zu Gott ist durch der Liebe Thür;  
der Weg der Wissenschaft bringt dich gar langsam für.

Schleuß mich, so streng du willst, in tausend Eisen ein,  
ich werde doch ganz frei und ungefesselt sein.

Die Weisheit ist ein Quell, je mehr man aus ihr trinkt,  
je mehr und mächtiger sie wieder treibt und springt.

Zwei Augen hat die Seel': eins schauet in die Zeit,  
das andre richtet sich hin in die Ewigkeit.

Der Mensch, der seinen Geist nicht über sich erhebt,  
der ist nicht wert, daß er im Menschenstande lebt.

Mensch, dienst du Gott um Gut, um Seligkeit, um Lohn,  
so dienst du ihm noch nicht aus Liebe wie ein Sohn.

Wer in dem Nächsten nichts als Gott und Christum siehet,  
der siehet mit dem Licht, das aus der Gottheit blüht.

Die ew'ge Gottheit ist so reich an Rat und Tat,  
daß sie sich selbst noch nie ganz ausgeforschet hat.

Ich bin Gotts ander Er: in mir find't er allein,  
was ihm in Ewigkeit wird gleich und ähnlich sein.



## Sprüche von Logau

(1605—1655.)

Der kann andre nicht regieren,  
der sich selbst nicht recht kann führen.

Manmodekleider, Manmodefinnen,  
wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen.

Freunde muß man sich erwählen  
nur nach Wägen, nicht nach Zählen.

Willst du fremde Fehler zählen, heb an deinen an zu zählen;  
ist mir recht, dir wird die Weile zu den fremden Fehlern fehlen.

Deutsche mühen sich jetzt hoch, deutsch zu reden fein und rein;  
wer von Herzen redet deutsch, wird der beste Deutsche sein.

Kann die deutsche Sprache schnauben, schnarchen, poltern,  
Donnern, krachen,  
kann sie doch auch spielen, scherzen, liebeln, gütteln, kirmeln,  
lachen.

## Schlesische Volksprüche aus dem Mittelalter

Wo der Teufel nicht hin kann, da sendet er seine Knechte hin.

Je lieber das Kind, je größer die Rute.

Lache, wenn du heimgehst.

Wem die Ruh gehört, der ziehet sie beim Zigel.

Von fremden Häuten schneidet man breite Riemen.

Alt und töricht ist zweifacher Schade.

Der beste Freund auf Erden ist der Pfennig in der Tasche.

Wer hat, was klinget, der findet, was singet.

Wer am Freitage lacht, weint am Sonntage.

Selber hat, wer selber tut.

Ein jeder Hirte lobt seine Keule.

Ruchen hin, Ruchen her! Tu mir lieb, so tu ich dir wieder.

Vor Fastnacht kurze Predigt und lange Bratwürstel!

Man muß die Zeit nehmen, wie sie kommt.

Blinder Mann, armer Mann!

Auf ganzer Haut schläft man gut.

Mit Müßiggehen wird niemand reich.

Wenn man das Pferd verliert, so baut man den Stall.

Gibt Gott mir's nicht scheffelig, so gibt er mir's löffelig.

Wer die Weife kann, der führet die Braut heim.

Nach großer Hitze kommt gern eine Plauze.

Wahre Liebe altert nicht.

Die Katze liebt den Fisch; aber waschen will sie sich nicht.

Es müssen oft die Ferkel entgelten, was die Sau gebraut hat.

Der Wolf wandelt den Balg, aber nicht den Schalk.

## Volksprüche aus der Gegenwart

Über und Wenn macha Kummer.

Was is Kluge nich sitt, tutt im Harze nich wieh.

War viel miete assa, muß miet drascha.

Klène Tipla kocha leicht ieber.

Kupferbarger sei o Städtleute.

Salz und Brüt macht die Wanga rüt.

Als Adam und Eva span, wu war do der Edelman!

Wa sitt, wu sie fliega, wat bale gewähr, wu sie liega.

War im Hei nie gäbelt und ei der Urnte nie säbelt, im  
Harbste nie uffsticht, muß sahn, wie's im Winter gieht.

U seltener Gäst ies niemanda zur Läst.

Der Himmelsväter ies der beste Beräter.

Wenn ällis weg ies, hot die arme Seele Ruh.

Madla, die pfeifa, Hinner, die krähn, muß ma beda die Köppe  
rim drähn.

Wen a Armis starbt, jammert is Sterbegleckla: Lemteheezla,  
starbt a Reichis, do klingis: Sämt und Seide.

Gäckert der Hän, do sezt's 'n Män, gäckern die Henna, do  
wan sie flenna.

Wer ällis wëß, wëß nich viel.

Allene singa, allene drascha, macht nie lustig.

Neue Spiegel, ale Assa!

U klenner Män, a großer Hutt, das ies a rechter Jebermutt.

Ma watt ält wie a Haus und larnt doch nie aus.

Ei der Jugend denk äs Ulder.

Das Jard, das a Haber verdient, frigt a selten.

Such mich ei Pättsche!

Du kimmst ju gezoin wie Warner vo Pättsche.

Spinne am Märga bringt Kummer und Sorga.

Viel Kinder, viel Vaterunser!

Wenn der Hän kräht uff'm Mist, ändert sich's Wäter oder 's  
bleibt, wie's ist.

Januartruppa, Meazuppa. — Is an Lichtmëß hell und klar,  
hän mer zu assa is ganze Jähr. — Mazaschnie tutt der Söte wieh.  
— 'm Mai is nischt zu gutt, a sezt dam Zaunfähl no a Hutt. — Die  
Kartuffel spricht: Steckst de mich ein April, do kumm iech, wann ich  
will; steckst de mich im Mai, do kumm iech glei. Wenn kalt und naß  
der Juni war, verdirbt er meist das ganze Jähr. — Was Juli und  
August erscht kächha, kän kener brota. War sät noch Michel, braucht



weder Senfe no Sichel. Uf St. Gallatäg muß jeder Lypel ei a Säck.  
Brengt Allerheiligen Summer, brengt Martini a Winter. Weiße  
Weihnacht, grüne Ostern. Jes der Winter wärm, ward der Pauer  
ärm. Morgaran und aler Weibertanz tauarn nie lange. Obendriete  
brengt hibsch Wäter miete.

Dreßchprüche: Kumm halst! Kumm zum Zichta. Kocht Köch-  
fleisch o! Immer feste. Hulzäppilpappe! Die Mät ies no krank.

Wu Tugend und Gesundhêt ies, do ies Lacha.

Besser vorgefahn als nöchgefahn!

Versted a Nârrn glei hinger die Tir, a Urla stedt a doch asir.

Dâs sein tumme Färe, die nich frassa, wem ma sie an die Krippe  
stellt.

Gråde Strôßa sein die besta.

Ma hiert de Miehle klâpparn, aber ma sitt kee Mahl.

Râde âscht, wenn der letzte vo Brassel kimmt.

Enn Teifel hôtz, is nie ei Schweink, do is ei Glôß.

## Der Schlesier im Sprichwort

Der Schlesier kann seinen Sonntagsrock nicht ausziehen, ohne  
dabei zu singen.

Der Usinger hat nahe ans Wasser gebaut.

## Hirtenlied

1.

O Freda über Freda!  
Ihr Mupfern kummt und hiert,  
was mir durt uf der Weda  
für Wunderding päßiert!  
Es kâm a wesser Engel  
bei hucher Mitternacht,  
dar sung mer a Gesängel,  
dâß mir dâs Hârze lacht.

U soite: „Fret euch alle!  
Dar Heland is geborn  
zu Bethlehem ein Stâlle,  
dâs hât a sich derkorn.  
Die Krippe is sei Bette,  
geht hin uf Bethlehem!“  
Und wie ar asu redte,  
da flug a wieder hem.

Ich ducht, du mußt ni säuma,  
 ich ließ die Schafla stiehn,  
 ich lief dort hinter a Zäuma,  
 bis zu dam Stäle hien.  
 Ich wär a halb Gewende  
 dervon, do kam a Strähl,  
 dar hätte gar kee Ende  
 und wies mich ei a Ställ.

Ich schleech mich uff de Seite,  
 ich guckt a kee weng nei,  
 do sach ich a paar Leute  
 und och das Kind derbei:  
 Es hätt ke Ploikla Bette,  
 a eenzig Wischla Struh  
 und lag wull asu nette,  
 kee Mäler träfs asu.

Ich gleeß, uf ünzer Granze  
 do hättß ke sulch schien Kind:  
 Es lag ei lauter Glanze,  
 ma ward schier dafür blind.  
 Ich ducht ei menem Sinne:  
 „Das Kindla stünd dir ä,  
 wenn du dersch kennst gewinna,  
 du wogst a Lammla drä.“

## 2.

Was soll das bedeuten?  
 Es taget ja schon;  
 ich weiß wohl, es geht erst  
 um Mitternacht rum.  
 Schaut nur daher! Schaut nur daher!  
 Wie glänzen die Sternlein,  
 je länger, je mehr.

Treibt z'sammen, treibt z'sammen  
 die Schäflein fürbaß,  
 treibt z'sammen, treibt z'sammen  
 dort zeig ich euch was.  
 Dort in dem Stall, dort in dem Stall  
 werd't Wunderding sehen,  
 treibt z'sammen einmal.

Aus dem schlesischen Spiel von Christi Geburt





Adolf Menzel

## Gen Schlesien wollen wir fahren

### Die alte Heimat

In der Nähe des Dorfes Moosbach, das mit seinen letzten Häusern oben am Thüringer Walde hängt, ackert ein hochgewachsener Bauer an der Berglehne. Ein Junge treibt ihm die Pferde. Oft schaut er zu dem Bauern hin, oft hält der Pflug. Nicht die Steine sind es, die alle Jahre hier am Hange aus dem Berge herauswachsen, die den Oheim und den Pflug immerwährend anhalten. Die größten liegen schon oben am Raine; nur kleines Geröll stemmt sich gegen die Furche. Der Oheim bleibt immer wieder stehen, schaut ernst, mit zusammengekniffenen Augen über das Feld, hinab ins Dorf und weit darüber hinaus. Kein Lächeln zieht heute über die Lippen. Das sind Zeichen, daß der Oheim schwer nachdenkt und doch mit allem Denken kein Ende findet.

In dieses Schauen und Sinnen fallen seltsame Reden, kurze, abgerissene Worte: kein Acker, kein Platz mehr. . . . immer nur Knecht . . . kein Leben . . . . der andere alles. . . .

Wie aus fernem Traum schreckt der Oheim auf, wenn der Junge mahnt. Dann steht der Pflug wieder. Der Vater wird schimpfen, daß so wenig fertig wurde. Man sieht den Acker vom Hof drin bequem und sichtbar liegen. Dann gibt es harte Worte. Der Vater schreit so schnell und viel, Dann geht der Pflüger aus dem Hofe still hinaus, hinüber in das kleine Haus im Garten, wohin er ihm oft das Essen trägt, dessen Schindeldach den Regen durchläßt, dessen Lehmwände wackeln und abbröckeln.

Oft möchte er dann den Oheim bei den Händen nehmen und ihn um Verzeihung bitten, daß der Vater so grob ist. Aber er wagt es nicht.

Ja, warum ist denn der Oheim kein Bauer, warum nennt man ihn und viele andere im Dorfe einen Hagestolz, warum hat er keine Pferde, keine Kühe und Ochsen, keine Schweine, keinen Acker, kein Haus? Das Mooshäuschen, darinnen er wohnt, durch das der Wintersturm fährt, daß es wimmert und wackelt, gehört auch dem Vater. Dem gehört alles. Dabei ist der Oheim groß und stark, hat ein edles Antlitz. Die blauen Augen blicken immer so klar und klug. Der Vater muß sich oft bei ihm Rat holen. Warum sitzt der immer breit und behäbig hinter dem Tische, während der Oheim im Winter und Sommer alle Knechtsarbeit erfüllen muß! Das hat ihn schon oft bekümmert.

Einmal hat der Junge die Mutter gefragt. Die hat ihn kurz abgewiesen.

Wieder schaut er zum Oheim hinüber, der in schlechten Schuhen, in abgetragenen, abgeschabten Kleidern hinter dem Pfluge wandelt. Hin und wieder purzelt ein Stein über die frische Scholle. Der Pflüger beachtet es nicht. Der Frühling ist nahe, Ostern nicht weit. Die Lerchen singen sich schon in die Höhe und fallen übergücklich aus der Luft in den frischen Acker.

Doch schlägt der Himmel heute ein graues Tuch über alle Welt, soweit das Auge sieht. Der Winter will immer noch nicht fort. Drüben im Höllental steckt er und hat noch gestern einen Riesensack voll Eiskörner über das Dorf und das Feld geschüttet. Dazu haben die bösen Moosweiber im Walde geheult, wild gelacht; und der Wind mußte es forttragen. Denn sie gönnen den Menschen nichts Gutes, keinen Frühling.

Er möchte den Oheim jetzt fragen, ob ihn das alles bekümmert, wie lange die Steine in der Erde noch wachsen, ob sie auch unten im Flachland, bei Gotha und Erfurt wachsen.

Da schallt vom Raine eine Stimme herüber: „Na fleißig und emsig? Dieses Jahr ist doch noch Zeit. Kumm rüber, Hermann!“

Den Rain herab kommt ein Mann, der eine Hude Holz auf dem Rücken trägt und sie an die frische Furche wirft. Nun steht er wartend am Rain. Eine neue Furche wird ihm zugezogen. Ein Vollbart umrahmt das Gesicht, aus dem zwei lustige Augen herausblicken. Ein langer Zweig blüht ihm am Hut.

Das Gesicht des Pflügers hellt sich auf. Er stößt den Pflug hart in den Boden und wendet sich zu dem Harrenden: „Oswald, der Frühling blüht schunt? Wo bringst du den Kellerhals her?“

„Aus dem Höllengrunde. Du solltest sehen: schneeweiß ist er von der Pestwurz. Darein brennen dann diese roten Lichter. Ich habe mir Holz geholt, denn noch frieren meine dünnen Wände. Das Frühjahr kommt spät.“

„Und wenn es auch schon da wäre, bleibt unser Jammer. Ich habe vorhin erst darüber nachgedacht, daß es mit uns Hagestolzen nicht besser werden kann. Kein Boden, Oswald, kein Boden. Überall Zwang und altes Recht, gegen die wir uns vergeblich die Stirne eintrennen. Siehe



hinab, alles ist aufgeteilt, sieh hinauf, oben im Walde können wir nicht säen. Er gehört dem Fürsten. Und wenn wir noch einen Grafen im Dorf hätten, könnten wir auch noch drei oder vier Tage für ihn arbeiten. Kein Frühling kommt für uns. Für uns Spätergeborene gibt es nur zweites und drittes oder gar kein Recht."

Der andere tritt näher zu ihm heran: „Noch ist Hoffnung! Hermann, hast du gehört, daß gestern Abend zwei fremde Männer ins Dorf gekommen sind, die mit allen Heimatlosen und Armen nach Osten ziehen wollen. Dort sei noch Platz, Freiheit und Heimat für Hunderttausende. Die Männer sind seit gestern unten bei unserm Schulzen. Morgen früh soll das Dorf versammelt werden. Da werden die Fremden zu uns sprechen."

Auch der Pflüger rückt näher heran. Er legt dem andern die Hand auf den Arm. Sie zittert.

„Ist das alles Tatsache, Oswald, oder nur Lüge, Märchen?" fragt er; „wir sind schon zu alt zum Narrenspielen."

„Ich habe die Männer mit meinen leibhaftigen Augen gesehen. Es ist ein Mönch darunter, der schon jahrelang in dem Lande gelebt hat."

„Wie heißt das Land?"

„Schlesien, sagen sie. Ich habe von diesem Lande noch nichts gehört. Tausende sollen dahin schon unterwegs sein, Tausende dort schon Dörfer und Städte bauen. Hermann, wir wollen beide mitziehen, mein jüngster Bruder und ich. Wir sind fest entschlossen dazu. Komme du auch mit. Ich eile eben deshalb zu dir, um dich zu fragen. Viele ziehen mit aus dem Dorfe, die ich kenne. Aus allen Dörfern strömen sie herbei. Wir haben Fahrtgenossen. Noch sind wir jung."

Der Pflüger starrt auf den Boden und brummt: „Mit vierzig Jahren . . . ."

„Ach, was bedeuten vierzig Jahre, wenn das Herz frisch schlägt und segnig unsere Arme und Beine sind. Ich bin noch einige Jahre älter. Ich ziehe mit. Davon soll mich niemand mehr abbringen. Die ganze Nacht habe ich durchwacht: felsenfest steht mein Entschluß."

Leiser sagt er dann zu dem Pflüger herüber: „Du, Grete Blümel zieht auch mit. Sie ist dieses Lebens hier satt. Sie hat es mir selbst gesagt, als ich in den Wald ging. Da kannst du mit ihr noch den Bund schließen, den dieses schmale Leben hier verhinderte."

Hermann Werner hebt die Augen auf. Forschend sieht er den Freund an. Dann blickt er lange in die Weite: röter färben sich seine Wangen.

„Frit," ruft er dem Treiber zu, „unten am Rande liegt die Vesper. Hole sie!"

Die beiden Männer reden lange miteinander. Gedämpft klingen die Stimmen. Zum Abschied ruft der Pflüger: „Ich komme. Sage es ihr!"

Wieder wird der Pflug ins Land gestoßen; rüstig schreitet der Hagestolz dahin. Furche um Furche wird der Boden ungerissen. Scholle auf Scholle stürzt übereinander. Nun gibt es kein Halten mehr.

Zeitiger als an andern Tagen wird ausgespannt. Vor den Pferden und dem Treiber schreitet der Pflüger hinab ins Dorf, in den Hof. Dort empfängt sie der Bauer. Er weist hinauf zur Sonne, die ihre Wolkenschleier weggezogen hat und noch immer hoch steht, als wollte er schon von weitem sagen: „Was kommt euch in den Sinn, sehet den Schattenzeiger dort oben!“

Der Hagestolz tritt aufrecht zu ihm: „Ich habe mit dir zu reden, Bauer.“

Sie treten miteinander in die Stube hinein. —

Am andern Morgen ist unter der Dorfclinde, wo die Thingstage des Dorfes abgehalten werden, schon das Dorf versammelt, als der Hagestolz sich unter sie mischt. Viel Jungvolf sieht hinüber zum breitstößigen Schulzenhaus, daraus die Fremden treten sollen. Viele stehen umher: Hagestolze, Halbbauern, Hörige, Verstoßene.

Seine Augen suchen und schweifen in dem summenden Haufen. Da gewahren sie eine schlanke, frische Gestalt: Grete Blümel. Schon will Hermann näher treten, als ihm der Freuden auf die Schulter schlägt. Um die Hüften hat er einen breiten Lederriemen geschnallt.

„Hermann, hier schaust du mich schon reisefertig. Ich mag es hier keine Minute länger aushalten. Nur fort, nur fort!“

„Sind wir beide nicht schon etwas zu alt, Oswald?“

„Sprich nicht mehr vom Alter. Wenn man etwas Rechtes anfangen will, ist man niemals zu alt. Auf das Herz kommt es an, Herzensbruder. Solche erfahrene Leute brauchen sie, wie wir sind. Und wenn ich fünfzig zählte, ich zöge mit.“

Dann reißt er ihn herum und zeigt lachend zu der schlanken Dirn hinüber.

„Sie erscheint heute so jung; ich habe sie schon gesehen,“ sagt Hermann.“ — „Aber sie dich nicht, Hagestolz. Sofort gehst du hinüber und begrüßt deine Braut. Ach was! Achtundzwanzig Jahre und du vierzig! Kein Wort mehr davon. Das gibt eine fröhliche Hochzeit in Schlesien. Das Klagen überlasse nur Älteren.“ Damit drängt ihn Oswald hinüber. Da wendet sich die Dirn um. Als sie ihren Bräutigam gewahrt, fliegt ein glückliches Leuchten über ihre fein geschnittenen Züge.

Sie reichen sich die Hände, die längst Mann und Weib sein wollten, wenn nicht die alte Heimat ihr Leben gar so dürftig umschnitten hätte und es nur auf Gnade, Abhängigkeit und Almosen stellte.

Da tritt plötzlich Stille ein. Drüben öffnet sich die Thür des Schulzenhauses: Der Schulze, die Fremden, die Schöffen des Dorfes treten heraus.

Zuerst spricht der Schulze vom erhobenen Sitz, daß die Fremden aus Schlesien, fern aus dem Osten hergekommen wären und Erlaubnis hätten, vor ihnen zu sprechen.

Dann steigt der Unternehmer Berthold empor und erzählt mit einer den Zuhörern seltsam und fremdartig klingenden Aussprache und Be-



tonung von dem weiten Lande, das der deutschen Ansiedler harre, von üppiger Fruchtbarkeit sei und sich weit von den Bergen in die Ebene dehne, durchflossen von einem großen Strome, von leuchtenden Flüssen und Bächen.

„Volksbrüder, Volksschwestern,“ fährt er fort, „ihr erhaltet dort von dem Fürsten Land und Boden, die euch und euren Kindern zum ewigen Eigentume bleiben, ihr erhaltet soviel, als ihr nur braucht, achtzig bis hundert Morgen ein jeder. Fünfzehn Jahre seid ihr von allen Abgaben frei, braucht keinem Herrn zu dienen, nicht zu roboten, nicht für andere zu radern und zu werkeln. Danach zahlt ihr dem Fürsten einen geringen Zins. Doch euer, wie diese eigene Hand hier, bleibt das Land, ihr habt keinen anderen Herrn über euch als euer eigenes Gesetz, das ihr in der Dorfgemeinschaft beschließt. Eigene Richter sprechen über euch das deutsche Recht, das ihr in freien Formen behalten könnt. Ihr seid alle willkommen, arm und reich, Mann und Weib. Schon die Fürsten Boleslaus I. und Heinrich II. vertrauten der deutschen Tüchtigkeit, denn sie hatten in Deutschland gelebt. Ebenso achten Boleslaus II. und Heinrich III. die Deutschen hoch.

Frei sollt ihr sein von allen Lasten, euch eigen soll der Boden sein. Auf, ziehet mit uns nach dem Ostlande! Ihr seid nicht die ersten und werdet auch nicht die letzten sein. Wer mitziehen will, versammle sich morgen in der Frühe, mit allem, was er hat, auf diesem Platze und mache sich sogleich bereit zur langen Reise.“

So oft der Unternehmer vom eigenen Besitztum und wahrhafter Freiheit spricht, so oft läuft freudiges Beifallsgemurmel im Kreise umher. Man drängt sich von allen Seiten näher zu dem Sprecher, der kühn, kraftvoll und mutig dreinschaut und die Worte setzt. —

Dann erzählt der Mönch Genaueres von dem Lande, da selbst Weinreben gedeihen. Er zieht aus einem Sacke die frischen, wohlbehüteten Reiser, die er aus dem Kloster Pforta bringt, er berichtet von neu begründeten Städten, ihrem Aufblühen, von der Güte der Fürstin, von dem Wild- und Fischreichtum, von dem Kloster an der Oder, von den Bergen, daß über allem Wander- und Lebensschicksal der große Gott im Himmel walte, auf den sie nur getrost neben der eigenen Kraft ihre Hoffnung setzen sollten.

Auch der Mönch hat geendet. Nun beantworten die beiden Fremden alle Anfragen aus dem Kreise: wie weit die Reise sei, mit welcher Hube gemessen werde, ob Pflüge und Saatkorn, edle Pfropfreiser mitgenommen werden sollen. . . . Zwei Stunden dauert dies. Ein jeder ist von den Antworten befriedigt. Manche sind noch unschlüssig, doch viele wissen schon, daß die morgige Nacht sie schon fern von der Heimat sieht. Zu ihnen gehört auch Hermann, der mit der schlanken Jungfrau und den Freunden eben die Dorfstraße hinausschreiten will, als ein junger Adliger in den Kreis sprengt und bekundet, daß er morgen auch mitreise. Da er volksfreundlich ist, nimmt die Menge diese Nachricht freudig auf.

## Ausfahrt

Im ersten Morgenrauen ist der Platz schon erfüllt von dem Brüllen des Jungviehes, dem Rufen der Männer. Pferde werden vor die schweren Karren gespannt, Saatkorn, Pflüge, Arte, Sägen, allerlei Handwerkzeug verladen und noch immer herbeigetragen, die Deichseln, Achsen und Räder geprüft, das Geschirr der Zugtiere gemustert. Denn weit ist die Reise, gefahrvoll der Weg. Viele Männer sind heute gegürtet mit Wehr und Waffen.

Es ist Jungvolk, das sich zur Ausfahrt rüstet. Nur wenige Grauköpfe mischen sich darein. Viele hat die Nacht noch verzagen lassen. Sie sitzen daheim. Was aber hier versammelt ist, ist bereit zu einem neuen Leben in einer neuen Heimat. Die Augen blitzen, voll des Mutes, voller Zuversicht. So auch bei Hermann und den Freunden. Sie verladen ihr Korn, ihr Gerät auf einen breitspurigen Wagen und helfen auch der Dirn, ihr Hab und Gut darein zu bergen. Sie haben sich gelobt, bis zum Tode zusammen zu halten.

Alte und Kinder stehen umher. Manch Mütterchen wischt in den Augen. Dieser Abschied schneidet ins Herz. Wie sie auch von Wiedersehen reden, sie wissen es alle, daß es hier kaum ein Wiedersehen gibt. Gar mancher Vater, gar manche Mutter hält noch krampfhaft die Hand des Kindes. Dieses Abschiednehmen öffnet selbst die harten Herzen und läßt manchen Streit begraben. So erhält Hermann von seinem Bruder mehr, als er je erwartet hat, und noch immer trägt der kleine Fritz mit beiden Armen Gaben herbei:

„Oheim, noch ein Brot, die warme Jacke, die festen Schuhe, das Leinwandtuch.“

Er weicht nicht und faßt immer wieder nach der Hand des Oheims. Die Leinwand spannt Hermann über den Wagen, der kommenden Regengüsse eingedenk.

Nun blitzt die Sonne auf und schaut verwundert auf dieses Treiben. Der Schulze und der Unternehmer zählen die Auswandernden: zwei- undsechzig sind es.

Endlich wird das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Ein letzter Händedruck, ein letzter Wunsch und Heilgruß. Vor dem Zuge reiten der Unternehmer und einige wehrhafte Männer. Die anderen führen die Zugtiere. Die Kühe, die Schafe schließen den Zug ab. Auf den breiten Karren haben Frauen und Kinder Platz genommen. Laut erschallt die Stimme des Mönches:

„Gen Ostland wollen wir reiden,  
gen Ostland wollen wir met,  
wohl öwer die grünen Heiden,  
da ist eine bessere Stätt.“

Gen Ostland tät ich fahren,  
das Land mir wohlgefällt,  
da ist noch Platz für Scharen  
und unverteilt die Welt. . . .“



Der Morgenwind verweht die letzten Klänge des kühnen stolzen Liebes, das bald das Lieblingslied der Auswanderer wird. Nun singen bald alle: „Nach Schlessien wollen wir fahren.“

Schon verläßt der Zug das Dorf und schlägt den Weg über die Aue zum Walde hin ein. Es wehen die Tücher. Die Alten bleiben hier zurück; die Jungen begleiten die Ostlandfahrer noch bis zur letzten Gemarkung des Dorfes. „Lebt wohl, Vater, Mutter!“ rufen noch einige Stimmen.

„Gottes Heil über euch, Kinder, ziehet glücklich!“ rufen die Alten und erheben die Hände zum letzten Gruß.

„Macht ihnen a Abschied nicht schwer,“ mahnt ein weißhaariger Alter, der sich zitternd auf die Krücke stützt und dem eine große Träne über die Wange rinnt.

Fern schon zieht der Zug; niemand ist mehr zu erkennen.

Schimmernd im Sonnenglanz läuft der Weg, liegt alles Land im Osten; der Himmel hält sein blaues Tuch darüber.

Als die Schar am Waldraude anlangt, erwartet sie eine arme Rättersfrau, deren Mann vor wenigen Tagen verstorben ist. In dünnem, zerschliffenem Kleide, mit schmalem, kleinem Bündel bittet sie um Aufnahme. Sie hat nichts mehr auf dieser Welt als diese wenige Habe. Aber aus den Kurzärmeln sind braune, sehnige Arme sichtbar. Hart arbeiten hat sie gelernt von Jugend auf. Vielleicht wird ihr der Osten eine neue, bessere Zukunft gründen. Sie wird willkommen heißen.

Beim Weiterziehen springen plötzlich zwei wegen Raubes aus dem Dorfe und dem Gau Verbannte aus dem Walde. Trohige, wilde Gesellen. Auch sie wollen mitziehen. Händeringend flehen sie den Führer und die Dorfgenossen an. Sie geloben, alle Missetat durch Arbeit zu sühnen, ein neues Leben zu beginnen. Nach kurzem Räte werden auch sie aufgenommen und Hermann zugesellt, der mit Oswald den Schluß des Zuges überwacht.

Die letzte Dorfmark ist erreicht. Die letzten Begleiter halten an und schauen der Schar solange nach, bis sie kaum sichtbar am Horizonte zieht und in der Ferne plötzlich versinkt.

## Die Reise

Zuerst geht es durch bekannte Gauen. In den Dörfern, die man berührt, finden wenigstens die Frauen und Kinder bereitwillige Unterkunft in den noch immer kalten Nächten. Die Männer wechseln sich in den Nachtmachen ab, daß nicht Tiere und Wagen geraubt werden.

Auch in den Städten erhalten die Wanderer überall Verpflegung und Hilfe. An Weimar und Jena geht es vorüber. Ohne lange Rast strebt alles vorwärts, denn in der neuen Heimat muß noch eine Aussaat erfolgen. Lang ist noch der Weg und gefahrvoll. Unfreiwilliger Aufenthalt ist genug zu erwarten.

Schon am dritten Tage, gegen die Mittagszeit, brechen zwei Wagenachsen in den Höhlen des Weges, reißt ein Ziehblatt eines Stiers im Waldmorast, bricht ein Joch. Da ist es Hermann, der überall und schnell Rat weiß. Junges Eschenholz ist in der Nähe. Es wird gefällt und zugehauen. In wenigen Stunden ist der Schaden ausgebessert. Unermülich sind auch die beiden Verbannten, die immer zur Stelle sind, wo Hilfe not und Rat teuer sind.

Bei Jena geht es über die Saale; die Taufsluten wogen um die Holzbrücke. Glücklich wird der Übergang vollbracht. Man zählt den letzten März des Jahres 1261.

Der Zug hat sich gewaltig vergrößert; aus vielen Ortschaften sind heimatarme Gesellen zu ihnen gestoßen mit festem Arm und freudig-starkem Herzen. Hunderte führt der Unternehmer der neuen Heimat entgegen.

Der Wandererzug nimmt den Weg quer durch Sachsen. Geradezu geht er, wie die alten Wege, auf sein Ziel los, das möglichst schnell erreicht werden muß. Oft wirft der Weg ungekannnte Hindernisse in die Wagen: Löcher müssen erst ausgefüllt, Holzstämme in Moräste geworfen werden. Oft sind es nur Stege, die kaum zwei Wanderern Platz geben, die nun erst durch Fällen der Bäume verbreitert werden müssen. Gestrüpp starrt den Wanderern entgegen; Wege werden durchgehauen. Auf Waldwegen ist doppelte Vorsicht nötig. Kein Wagen darf zurückbleiben. Oft müssen Mann und Weib in die Speichen greifen, die wild gewordenen Stiere bergabwärts hemmen. Scherzend singt Hermann Werner seiner Braut oft zu:

„Nun schürz dich, Gretlein, schürz dich,  
du mußt mit mir davon.“

Aller Mißmut ist von ihm geflogen; er kann wie in seinen jüngsten Jahren wieder hell lachen.

Oswald schaut mit Freuden dieses Glück; ihm ist die Sorge des Platz- und Lagerfindens neben anderen anvertraut. So ist er oft voran.

Die Schar zieht es vor, jetzt mehr im Freien zu übernachten. Die Nächte sind lauer geworden.

Da werden die Wagen rings im Kreise zu einer Wagenburg zusammengefahren, wie es die Väter in der großen Wanderzeit übten.

In dem Kreise spielt sich bald ein buntes Leben ab. Die Lagerfeuer lodern, während die Tiere weiden. Am Abend drängt sich alles um die Feuer zusammen, um den Erzählungen zu lauschen von Siegfried, der den Drachen schlug, von dem großen Kaiser Karl, der so stark war, daß er ein Hufeisen zerbrach, von Widukind, von den Moor- und Flußweibern, den unförmigen Waldbolden, die den Menschen überlisteten, von schauerlichen Tieren im Tannengrund.

Immer wieder muß der Mönch berichten, wie 1163 die ersten deutschen Mönche nach dem Kloster Leubus wanderten, wie der Oberwald und der große Strom im Frühling und Herbst das Kloster um-



ziehen, wie Herzog Boleslaus für die deutschen Mönche gesorgt hat. Dann lauschen die Zuhörer dem Erzähler jedes Wort ab vom Tartarensturm, sehen die wilden Horden vor dem wasserumwehrten Breslau, darinnen schon um das Jahr 1000 deutsche Kaufleute blieben, schauen die Tartaren nach Liegnitz ziehen und Heinrich II., der die deutsche Besiedelung in Schlesien ernstlich beginnt, in der Schlacht fallen. Sie wissen bald Bescheid von den Klöstern Grüssau, Camenz und dem neubegründeten Rauden in den oberschlesischen Wäldern, daß die deutsche Art und der deutsche Pflug jetzt im Lande walten. Wie Heinrich II. vor kurzem, mit aller Kraft deutsche Bauern hereinruft, wie auch deutsche Kaufleute und Ritter dem Lande zueilen. Wie schon vor sechshundert und mehr Jahren das Land völlig deutsch war, wie die Polen unterjocht, zu nichts fähig sind als zum Schmutz. Alt und jung sieht bald das neue Land vor sich liegen: die weite Ebene, noch urwaldstarrend, durch die Bäche und Flüsse der Oder zuziehen. Fern am Himmel wachsen aus diesem Flachlande die Riesenberg, inmitten der Tobten.

Über die Abendfeuer und die Erzählungen hängt der Himmel seine Lichter auf.

Der Unternehmer, Hermann Werner und Oswald Willenberg, denen die Führung anvertraut ist, haben währenddessen oft zum Himmel aufgeschaut, ob sich Gewölk auftürmt. Das Wetter ist eine stete Sorge.

Wenn es auch die Männer leicht ertragen, bis auf die Haut naß zu werden und zu bleiben, bis die Sonne wieder alles trocknet, gilt das von Weib und Kind nicht. Auch sind die sumpfigen Wege zu bedenken, die schwer ein Weiterkommen gestatten.

Bisher ist es ohne große Unfälle und Krankheiten abgegangen. Aus der Heimat haben die Frauen Baldrian-, Schafgarben- und Kamillentee auf die Reise vorsorgend mitgenommen. Oswald Willenberger ist als Handelsmann einst aus dem Thüringer Walde südwärts bis zum Main und westwärts bis zum Rhein gezogen, hat von einem alten Schäfer im Dorfe viel in der Heilkunst gelernt und weiß Reisekrankheiten zu begegnen.

Hinter Sera trifft der Wanderzug auf zwei frische Holzkreuze am Wege. Die Anwohner erzählen, daß Bayern und Franken vor einigen Wochen vorübergezogen sind, die zwei Frauen am Wege beerdigten, daß noch Kranke mitfuhren.

„Tausende sein schon vorübergekommen, sagen sie in ihrer sächsisch singenden Art, aus Franken, aus Brabant, vom Niederrhein, vom Ufer des Nordmeeres, wo die Springfluten sein! Viel haben sie erzählt. Ganz seltsam haben sie gesprochen, ganz seltsames Viehzeug haben sie mitgebracht, ganz seltsame Schaufeln, Pflüge und Moorstecher. Ganz seltsame Menschen sein dos! ganz seltsame! Ihr ginnt's schon globe!“

Die Verständigung mit den Bewohnern dieser Landstriche fällt den Thüringern hier nicht immer leicht. Als späterhin die Siedlungsschar zwei wiedergenesene Bayern, einen Mann und eine Frau, einen Bläminger, einen Sachsen übernehmen, der die Flißschusterei satt hat, da gibt es neue Unterhaltung. Da beginnt erst recht das Staunen

über das Wunder der deutschen Sprache. Der Bayer kann hundertmal beteuern, daß er Kaverl wie sein Vater, Groß- und Urgroßvater heiße, er wird kurzum Bayer genannt, der Blämlinger Flaume, der Sachse aber Schuster gerufen. In dem großen Haufen sind es nur Hermann Werner, Oswald Willenberger, Grete Blümel und wenig andere, die zwei Namen besitzen. Die genannten Geschlechter hatten zufällig in Moosbach und in der Umgegend so viele Sprossen, daß ein Name nicht ausreichte, sie alle zu kennzeichnen. So gab es schon einen Oswald, einen Wolf, einen gespaltenen, einen Lügen-, einen Stroh-, Wald- und Schindelwillenberger.

Hinter Sera ist es auch, da sich an einem Vormittage ein Zugochse Hermanns in einer Baumwurzel verfangt und das Vorderbein bricht. Er muß geschlachtet werden. Am demselben Tage stürzt sich ein starkes Kind beim Wassertrinken an einem abschüssigen Rande das Genick ab. Der Zugochse kann bald durch Kauf ersetzt werden. Am Abend fahren beim Bergabwärtsfahren zwei Wagen ineinander; ein junger Mann erleidet starke Quetschwunden.

„Es gibt halt Unglückstage, da hilft alle Ordnung und alles Nichtgeben nichts,“ meint Herr Berthold. „No, no,“ schüttelt der Bayer den Kopf, „es kunde schon erspart blein.“

„Die Wunden sehen zum Glück schlimmer aus, als sie sind,“ ruft Oswald den Sprechern zu. Eben hat er den Verletzten auf eine Tragbahre von Fichtenstämmchen betten lassen und untersucht.

Der Frühling ist aus tiefen Gründen aufgestanden; aus hoher, glänzender Schale gießt die Sonne ihr warmes, leuchtendes Licht. Überall sproßt und keimt es. Die Weiden schmücken sich schon und ziehen mit ihnen am Bache entlang. Veilchen, Himmelschlüssel, dottergelbe Butterblumen begleiten die Wanderer in Scharen über die Wiese. Im Walde klopft der Specht, die Finken schlagen, am Bachrande wiegen sich die Bachstelzen. Nur in dunklen Nächten hören die Wächter das Geheul der Wölfe fern im dunklen Walde und fassen die Spieße fester. Meilenweit hat ein Bär den Zug durch den Wald begleitet, ohne daß die Männer seiner habhaft werden konnten. Nun es wieder über Anger und Aue geht, bleibt er zurück. Die Sonne brennt gar zu warm auf seinen Pelz.

Die Männer reißen am Tage ihre Zipselnützen herunter, legen ihre Jacken ab; die Kinder laufen barfuß neben den Rädern und pflücken Blumen und winden die ersten Kränze.

„Lasset uns Ostern feiern,“ rufen die Burschen Hermann und Oswald schon tagelang zu.

Die beiden halten Rat.

Da tritt Hermann eines Tages zu Berthold: „Herr Berthold, nur eine Nacht trennt uns von Ostern, das uns der Herr alle Jahre schenkt. Das Sonnenrad flammt mit neuem Feuer am Himmel. Die Auferstehung unseres Heilandes ist nahe. Ihr wißt, wie fahrt- und wagelustig die Schar ist. Gömmt ihr aber einige Tage Ruhe. Frau und Kind bedürfen ihrer besonders. Hier ist ein weiter, grüner Plan, Wald und



Wasser sind zur Stelle, eine Stadt liegt dort drüben, für unsere Boten schnell erreichbar. Erlaubt auch, daß die Schar der Jugend und des Alters, wer nur will, die alten Festsitten begehrt. Mann und Kind begehren sie.“

„Sorget nur, Hermann, daß kein Unglück vorkommt.“

So wird am Waldbrande, mit dem Ausblick in die sächsische Elbebene, zur Osterfeier gerüstet. —

In einigen Tagen ist der Wanderzug auf dem Weg durch die Markgrafschaft Meissen und überquert südlich von der Stadt die Elbe. Hoch gehen die Wasser des Flusses und schlagen über die breite Holzfähre. Zwei Rührer stürzen ins Wasser und ertrinken. Größeres Unglück wird verhütet. Am Ufer stehen der Unternehmer und Hermann und fahren als letzte über den reißenden Fluß, der die Schmelzwasser vom Gebirge herträgt.

„Die Flußübergänge sind immer meine größte Sorge,“ ruft Berthold, „ich habe schon Ach und Wehe schreien müssen. Was für Unglück habe ich schon erlebt!“

„Ju, ju,“ entgegnet Hermann, „unseleitet Gott mit gnädiger Hand.“

Es ist Ende April, als die Ostlandfahrer sich der schlesischen Grenze nähern. Der leuchtende Himmelswagen fährt ihnen jede Nacht voraus. Sie treffen auf eine Schar, die aus dem südlichen Böhmen nach dem Norden, nach Pommern oder Ostpreußen wechselt. Markige, prachtvolle Gestalten mit tiefblauen Augen und aschblondem Haar. Ein Schwabe ist darunter, der in Siebenbürgen durch tückische Krankheit Weib und Kind verloren hat und nun auf der Heimkehr in seine alte Heimat sich den Böhmen angeschlossen hat. Er verlangt von den Frauen „Ruechli,“ und da sie ihm nicht gegeben werden können, zeigt er, wie sie zubereitet werden sollen. „Mascht schon so,“ schreit er ihnen lange nach und zeigt hin nach Schlesien.

Plauenwagen begegnen ihnen, die über Rottbus in großen Fässern Ostfeische nach Dresden zum sächsischen Kurfürsten und böhmischen Wein über Bittau nach Meissen fahren, dessen Burgtürme beim Elbübergange in der Ferne sichtbar waren.

Bauern umgehen die Siedeler im Bogen, da die Pest in der Stadt herrscht. —

Durch die Boberaue stoßen sie endlich nach Schlesien vor. Vom Morgen bis zum Abend geht es tagelang durch mächtigen Urwald, der finster von allen Seiten droht und kaum einen Lichtschein durchläßt. Der Maimond hängt am Morgen und Abend blaß über den riesenhaften Fichten, Tannen, die wieder mit Kiefern abwechseln. Das Wetter scheint umzuschlagen. Doch klärt es sich wieder auf. Endlos müde schleicht jeder Tag dahin. Der Wald nimmt kein Ende. Langsam schleppt sich Tier und Mensch auf Wegen, die regellos ziehen und im Jahre nicht austrocknen. Enger drängt sich alles zusammen. Die Braut Hermanns fliegt, hat sie erschreckt. Eine Strecke weit ist am dritten Tage der Urwald in Manneshöhe umgehauen und bildet eine unentwärbare Wildnis. Nur der Weg ist frei. Junge Bäume wachsen aus alten

gefallenen Riesen. — Berthold weist darauf hin: „Der Bannwald ist bald zu Ende.“

„Gott sei es gedankt!“ rufen alle.

Der Zug gelangt auf eine weite Lichtung, über die ein Saumpfad führt. Nun taucht am Wegrande eine elende Lehmhütte auf, die etwas mit Schilf überdeckt ist, die niemand beachtet hätte. Ein Loch liegt in einer Seitenwand, aus dem dünner Rauch quillt. Ein Wesen erscheint, schwarze, verzottelte Haare im Gesicht, mit einem zerrissenen Schafspelz halb bekleidet. „Niemietsch,“ schreit es. Da erscheinen plötzlich noch andere solcher Wesen, klein und groß, neben ihm und schreien „Niemietsch“ und starren und gaffen mit weit aufgerissenen Augen, einige die Hände im Mause. Da drängen sich zwei Schweine aus dem kohlschwarzen Innern durch die am Eingang Stehenden, starren auch und wühlen im Schlamm. Noch betroffen von diesem Wesen, halb Tier, halb Mensch, meint gelassen der Mönch: „Die ersten Polen.“

Nun gibt es stündlich und täglich immer mehr zu sehen. Der Wald wird malerischer und bunter. Mit hohem Schwarzwald wechseln weite Bestände mit Ahorn-, Linden-, Buchen-, Eichen-, Eschen-, Erlen-, Ebereschen-, Eibenbäumen ab. Viele Bäume, Pflanzen, Tiere kennen die Thüringer noch nicht. Da helfen der Mönch, der Unternehmer überall aus.

Sümpfe, Wassertümpel, Seen breiten sich nicht selten zu beiden Seiten des Weges aus. Lange stehen die Siedler beim Übergange über den Bober vor zwei seltsamen, ihnen unbekanntem Tieren, die vor ihren Augen in kurzer Zeit armdicke Bäume fällen, zerschneiden und mit ihnen im Wasser schwimmen, staunen über die Knüppeldämme und aufgestauten Wasserflächen. Lange muß der Mönch von dem seltsamen Tier erzählen.

Hinter dem Boberfluß, der ohne festen Lauf dahinfließt — mehrmals müssen die Ostlandfahrer durch alte Flußläufe waten und Holzbohlen legen — bleiben Hermann und Oswald plötzlich aufhorchend stehen. Ein Getrommel scharfer Schläge erschallt tief aus dem Walde.

„Spechte können das nicht sein“, meinen sie beide gleichzeitig.

„Das sind die Ärzte deutscher Brüder“, sagt Berthold, der hinter ihnen steht.

Viele möchten auch bald an die Arbeit gehen und hier bleiben. Doch die Boberaue ist, Deutschland zunächst gelegen, schon aufgeteilt. Sie müssen weiter.

Die Holzburg Boleslawes (Bunzlau) taucht aus dem Walde. Dahinter bauen deutsche Ansiedler an einer deutschen Stadt; 1252 haben sie begonnen. Welche Ordnung herrscht da schon überall, obwohl die Mauersteine noch in Haufen umherliegen. Um ein großes Viereck lagern sich die ersten Häuser. Wege ziehen geradlinig von allen Ecken aus. Die ersten Kram- und Tuchbänke, Fleischbänke sind zum Verkauf bereit. Zwei Sattler und Beutler, ein Lohgerber, zwei Rademacher und andere Handwerker sind schon in der Stadt ansässig. Die auf der langen Reise zusammengeschmolzenen Vorräte können ergänzt werden. Drüben an der hölzernen Brustwehr der Kastellanei lehnen



drei polnische Wächter mit Bogen und Spieß, im Schafspelz, schlafend in der Sonne. Kleine, zottige Pferde weiden an einem Berghang.

So geht es weiter über Liegnitz, Striegau, Schweidnitz: überall sind die Deutschen am Werke.

Vor Liegnitz gewahren die Siedler zum ersten Male einen pflügenden Polen in der Nähe. Sie halten alle still. „Sacht ok,“ rufen die Alten, rufen die Jungen. Eine starke Astgabel irgendeines Baumes, roh zugehauen, nach unten gespitzt, wird durch weichen Boden gezogen. Eine Kuh ist an die eine Gabel gebunden, die andere drückt ein eingepelzter Mensch mühsam mit den Knorren in die Erde und durchritz das Land.

„Sölln das Furchen sein?“ ruft der eine Sachse, und auch Oswald vermag sich nicht zu halten: „Sull ma hier lachen oder flennen?“

Der Bläminger klettert auf den Wagen und greift nach einem deutschen Pflug: „Ich werde ganz verwirrt und weiß kaum noch, was ein Pflug ist.“ Er reißt ihn herunter vom Wagen, koppelt ein Pferd an und zieht eine Furche hinter dem Polen her. Tief greift das deutsche Schar in die Erde und wirft die Schollen über die polnische Unkultur. Mehrere Polen sind herzugelaufen. Der Pelzpflüger hält an und starrt, begreift dann das Wunderding nach allen Seiten, würgt mit den andern unverständliche Laute heraus und wirft die Arme in die Luft. „Niemietsch,“ verstehen die Siedler nur. Sie schreien das noch, als die Deutschen schon weiterfahren.

„So kann das Land nicht hochkommen,“ sagt Hermann zu Berthold. Der schlägt nur mit der Hand. Ein polnisches Hirsefeld liegt neben ihnen, in dem alles durcheinander wächst, in dem scheinbar Säue überall gewühlt haben.

Sie sehnen sich alle, nun endlich selbst wieder die Hand an das Werk, an den Pflug, legen zu können. Sie sehen schon sehnsüchtig über die Wälder. „Es ist nicht mehr weit,“ hat der Unternehmer gesagt. Zweimal hat der Maimond schon gewechselt. Nun steht er nachts über den nahen Bergen, die schon seit Tagen die Wanderer nahe grüßen. Fern ist die alte Heimat; maienschön blüht die neue schon um alle Gedanken.

Vor Schweidnitz muß die Schar zwei Tote in die neue Erde betten, einen Mann und ein elfjähriges Mädchen, die ein Lungenerkrankter überfallen hat.

„Sie trägt jikt unser Blut,“ sagt traurig und zuversichtlich Hermann zu Oswald.

In dem Waldgebiet zwischen Schweidnitz und Frankenstein, nur wenige Wegstunden hinter dem Gräditzwachturm, biegt die Schar an dem Bächlein Peile links ab. In der Nähe bauen schon deutsche Leute an einer Stadt.

In einer Lichtung, da Kirschbäume blühen, ruft Berthold: „Wir sind am Ziele!“

Ein Dankgebet zu Gott erfüllt alle Herzen. Der Monat Mai neigt sich seinem Ende zu.

## Die neue Heimat

Mit heißem Eifer stürzen sich Mann und Weib die nächsten Tage an die Arbeit. Bäume werden geschlagen, die ersten Pfosten zum Hausbau gestellt; schwere, dichte Tannenäste als Dach darüber gedeckt. In einigen Tagen reihen sich armselige Hütten am Wässerlein auf, um die Röhre und Pferde weiden. Noch mißt des Herzogs Richter Lociborius und sein Feldmesser Gregorius die Gemarkung aus, ziehen Linien mit Schnüren weit hinaus in Wiese und Wald, rammen Pfähle ein. Noch warten die letzten auf ihren Bodenstreifen, unter ihnen ist Hermann und Oswald.

Berthold hilft überall. Er bekommt den größten Ackerstreifen, dazu das Recht, eine Mühle zu bauen, zu backen, zu schlachten und ein Drittel vom späteren Gerichtsgelde. Nach ihm wird die Ansiedelung Bertholdsdorf genannt, und des Herzogs Richter und Landmesser nennen ihn „Ausseker“. Auch der Name „Schulze“ wird viel gebraucht.

Aus der nahen Stadt, deren neue Steinbauten aus dem Lindentalde ragen, kommen bald Neugierige heraus, die ohne Ende fragen: „Wu seid Ihr har? Wie gefällts euch denn?“ Auch ein Baumeister aus der Stadt bietet sich schon an für spätere Bauten.

Immer wieder schauen sie auf von aller Arbeit und Bedrängnis, die neue Heimat zu sehen. Im Frühlicht und im Abendrot tauchen die Eulenberge vor ihnen auf, erhebt sich der Glanz, der ihnen wochenlang auf der schlesischen Reise Nichtziel war. Eines Abends brennt auf ihm ein Feuer auf. In Haufen stehen die Siedler zusammen und vermögen sich das nicht zu erklären.

„Opferfeuer der Slawen,“ meint der Schulze, der zu einem Haufen getreten ist. — Wenn die Arbeit ruht, ziehen die Gedanken oft in die alte Heimat. Da stehen Bruder und Schwester zusammen: „Was wird die Mutter, fern im Westen, nun schaffen, gedenkt sie unser?“

Jeder Morgen sieht die Siedler bei der Rodearbeit, beim Ausmessen der Bodenstreifen. Sie sind frei von der Gerichtsbarkeit der Kastellane. Der Herzog gewährt ihnen fünfzehn Freijahre. Nach deren Ablauf soll ihm jeder jährlich einen Silbervierdung, zwei Scheffel Weizen, zwei Scheffel Hafer zahlen.

Oswald zeigt ins Gebirge: „Dort oben in den Bergen werden die Deutschen keinen Weizen zahlen!“

Hermann antwortet: „Sage das nicht, die Gebirgstäler sind oft von seltener Fruchtbarkeit. Diese schlesischen Berge sehen unserm Thüringer Walde so ähnlich, daß ich eine reizende Lust habe, dort drüben zu siedeln. Es soll noch alles Wald sein. Ein Verwandter unseres Schulzen hat jenes Bergtal zur Besetzung erhalten. Wer hier keinen Platz findet, soll mit in die Berge. Ich will sofort mit.“

Damit weist er über die Wälder der Ebene zu den Bergen hinüber. Grete schattet die Hand über die Augen: „Wohin ich auch hier sehe, sehe ich nur Wald und Wald. Dort in den Bergen scheint es nicht anders zu sein wie hier.“



Der stille Wunsch Hermanns wird erfüllt. Die Hufen in Bertholdsdorf reichen für die Siedler nicht aus; ein Teil, fünfundsechzig, schnüren wieder alles auf ihre Wagen und ziehen den Bergen zu. Unter ihnen der Mönch. In drei Stunden wollen sie im Bergtale sein, das ihnen zugewiesen ist.

Am frühen Morgen ziehen sie den Bergen zu. Die Nachtigallen schlagen, ein herrlicher Morgen steigt aus dem Walde. Bald haben sie die Stadt erreicht. Auf grünem Rasen, über den Fußwege führen, ist noch der Ring abgesteckt, ein Kirchplatz, ein Raum für ein späteres Rathaus. Einige Bürger sind schon wach und graben an einem Brunnen. Nach allen vier Himmelsgegenden sind Wege gezogen, auf denen nur mühsam Kerren vorwärts kommen.

Über den Spillerberg geht es hinab zum Peilebache.

Hier hält der Mönch an: „Die Wege scheiden sich, ich ziehe hier durch die Wälder ostwärts. Niemals habe ich treuere Kameraden gehabt. Ich muß zum Kloster Rauden in Oberschlesien. Wer aber mit mir ziehen will, soll beim Kloster, im Dorf Schönwalde, eine neue Heimat finden. Dort oben in Schlesien ist noch mehr Platz als hier; schon sind Deutsche an der Arbeit.“

„Ehe ihr von uns zieht,“ sagt Hermann, „erfüllet mir eine Bitte.“ Damit ergreift er die Hand seiner Braut. „Hier sind meine Trauzeugen.“ Damit zeigt er auf die Wanderschar. Der Mönch spricht über dem Paar die heiligen Worte und schlägt das Kreuz. Eine halbe Stunde wird noch fröhliche Rast gehalten. Dann trennt sich unter Heilgrüßen die Schar; die Hälfte folgt dem Mönche nach Oberschlesien, die andere wandert den nahen Bergen entgegen.

In vielen Stellen muß der Weg erst eingeschlagen werden. Doch die Wanderer sind dies lange gewöhnt. Es bereitet ihnen nur geringe Mühe.

Es ist noch früher Tag, als Hermann mit seinen Wandergenossen das Bergtal hinaufzieht. Ein Bach springt an ihnen immer fröhlich und heftig vorüber; laut schäumt das helle Wasser, sprudelt, kreist und umringt die Steine. „Lauterseifen“ wird das Tal genannt.

Die Baustellen sind schon ausgemessen. Hermann und Oswald siedeln nebeneinander. Auch der Vläminger ist nicht von ihnen geschieden, während die Sachsen mit nach Schönwalde zogen, der Bayer neben den anderen Thüringern in Bertholdsdorf blieb.

Die Rodarbeit im Walde beginnt. Die grünen Wiesen werden schnell aufgerissen, und die Sommerfaat ist schnell vollendet. Sie reißt nicht aus. Waldboden, mit Stock und Stein durchsetzt, muß in Ackerboden verwandelt werden. An den Ackerstreifen türmen sich die Steine auf und die Wurzelstöcke.

Die erste Sorge aber bleibt der Bau einer Wohnstätte. Aus Holz führt Hermann schnell und notdürftig eine ganz einfache Holzhütte auf. Wie gut ist es, daß er einen so treuen Nachbar hat, der neben ihm baut! Schwere Holzstämmen tragen sie gemeinsam herbei, behauen sie, rammen sie ein.

„Schwere Jahre erwarten uns,“ ruft Oswald gar manchesmal, „man könnte verzweifeln.“

„Das Verzweifeln kommt immer noch zurecht,“ ruft lachend Hermann. Oft müssen sie in den Wald ziehen, um Fleisch in den Topf zu besorgen. Brot ist die ersten Jahre ein Lederbissen. Doch überall finden sie treue Hilfe, deutsche Brüder, die das Letzte hergeben.

„Wie wird es erst im Winter werden?“ seufzt die junge Ehefrau forgend.

„Da wird es besser, da ist Zeit und schon viele Mühe vorbei,“ tröstet der Mann, schultert die Art und schreitet schon wieder dem Walde zu.

Ein roher Holztisch, zwei Bänke, ein Topfbrett, ein eiserner Kochtopf bilden den ganzen Hausrat.

„Aushalten, arbeiten und nicht verzweifeln gilt jetzt alles. Weib, wir sind jetzt unter Dach und Fach. Jetzt können Gewitter und Herbstregen kommen.“

„Denke, Fichtner und Schwabe sind aus dem Dorf wieder fortgezogen. Sie wollen hinab in die Ebene. Die Ackerkrume ist hier für sie zu dürftig.“ So erzählt Hermann eines Abends, als er von der Robearbeit zurückkommt ins Haus.

An einem Sommersonntag, da der Himmel überall blaut und kein Wölkchen am Himmel steht, der Wald angenehme Kühlung weht, steigen Oswald, Hermann, Grete auf eine Bergkuppe, die sich nicht fern über dem Tannenwald erhebt. Kein Weg führt hinauf; aber die Höhe gibt einen weiten Ausblick auf die weite Ebene.

Da liegt vor ihnen das endlose Waldland. Doch ihren aufmerksamen Augen entgeht es nicht, daß schon Lichtungen, schmal und dünn, aus dem Walde tauchen, Rauchfahnen emporsteigen und die deutsche Art und der deutsche Pflug am Werke sind.

Stumm stehen die drei Schauer.

„Ich möchte es noch erleben,“ ruft Hermann, „wenn sich hier Dorf an Dorf reihen wird, gute Straßen fruchtbares Ackerland durchwandern, wenn alles Gebiet hier dem Wald abgezwungen ist, die Stadt drüben Schutz- und Mittelpunkt eines gewaltigen Lebens darstellt, hier Glockengeläut erschallt und Kirch- und Rathhausturm dieses Waldland beherrschen.“

„Drüben liegt Bertholdsdorf,“ sagt Grete.

„Das wollen wir eines Sonntags besuchen und unsere Bekannten grüßen,“ meint Hermann.

„Da nehmen wir den Bläminger mit,“ spricht Oswald. „Wißt ihr, wie er hier bei groß und klein heißt: Flaumpauer! Das ist ihnen bequemer als Blame, vlämischer Bauer.“

„Mir ist es schon recht,“ hat er selbst gesagt, „ruft mich nur, wie es euch im Munde wächst.““

Lachend steigen die drei wieder ins Tal hinab.

Wilhelm Schreimer.





Hugo Bantau

## Die schlesischen Berge

### Das Lied an den Eilzug

In die sinkende Sonne  
 trag mich hinein,  
 du eisengestirnter, brausender Zug!  
 Aus der Enge der Riesenstadt,  
 aus der Schwermut der Gassen,  
 aus der Finsternis der Gewölbe,  
 aus der rasenden Welle des Menschenmeers,  
 das in seine Tiefen die Schwachen reißt  
 und auf seine Schultern die Starken hebt,  
 über Brücken und schwarze Dämme,  
 leuchtend unter der Bläue des Abendhimmels, —  
 in die sinkende Sonne  
 trag mich hinein — trag mich hinein! —

Oh, die ihr droben wohnt auf den Bergen,  
 ihr Glücklichen,  
 welche die Sonne lieber hat  
 als uns Menschen im Tal,  
 ihr Lichtreichen, ich will hinauf zu euch,  
 die ihr noch stundenlang den Glanz auf den Höhen habt,  
 wenn wir schon stehen im Schatten  
 und am Abend den Weg nicht mehr finden  
 in unsere dunkelen Hütten,

die wir am Morgen noch unten  
 schmachten in Finsterniß  
 und die blassen Arme zur Sonne heben:  
 „Gib, gib auch uns von der Glut deines Lichtes. . .“  
 wenn das Rot der Frühe schon lange  
 das Haupt eurer Berge streift,  
 und ihr droben steht, ragend,  
 die Siegerkronen um eure Stirn. —

A. L. Wegner

## Die Heimat Eichendorffs

Es läßt sich verstehen, daß Eichendorff mit solch rührender Liebe an seiner Heimat hing; denn ganz abgesehen von den innigen persönlichen Beziehungen — das alte Lubowik auf dem ausichtsreichen Höhenzuge bei Ratibor ist mit seiner landschaftlichen Umrahmung ein köstliches, eindrucksvolles Stück oberschlesischer Romantik. Da gibt es steile, waldbefäumte Höhen mit prächtigen Ausblicken auf das schier unermessliche, dunkelblaue Waldmeer bei Hammer und Rauden, auf die goldigen Ahrenfelder und blumigen Wiesen des breiten Overtales, auf idyllische Dörfer und die fernen, von blauem Duft umschlossenen Beskidenberge. Da rauscht im kühlen Grunde der Wald, und am Bache klappert, ins Laub der Bäume vergraben, die alte Wassermühle, während oben auf der Höhe eine einsame Windmühle ihre riesenhaften Flügel in die Lüfte streckt. Zu Eichendorffs Zeiten und noch später fehlte auch nicht das altersgraue Holzkirchlein im Schatten duftiger Linden, das dem so anziehenden Bilde seine besondere oberschlesische Stimmung verlieh.

Hinter dem Schlosse träumt, hoch über dem Overtal, der Park mit seinen ehrwürdigen Linden und dem lauschigen Bucheckengange von der „alten, schönen Zeit“. An keiner Stätte seiner Heimat scheint uns der Geist des Dichters so nahe wie im Schloßpark zu Lubowik. Im Wipfel eines hohen Birkenbaumes am Abhange des Gartens sich wiegend, hat sich Eichendorff schon als Knabe in die alten deutschen Volksbücher, die Geschichte von Genovefa, der Magelone und den Heymonskindern vertieft. Im Parke machte er seine ersten dichterischen Versuche. „Garten, Bäume erzählen dem jungen Dichter heimlich Geschichten, die er dann muß wieder weiterdichten.“ In dem sogenannten Hasengarten, dem waldartigen, östlichen Abhange der aussichtsreichen Parkterrasse, ist das „stille, kühle Plätzchen“ zu suchen, wo 1810 das unergängliche „O Taler weit, o Höhen, o schöner, grüner Wald“ entstanden ist. Zu der Liederperle „In einem kühlen Grunde“ soll die romantische Wygonmühle im nahen Brzesznik dem Dichter die Anregung gegeben haben.

A. Lowack



## Ziegenhals

Es sei bemerkt, daß noch heute der Name nicht mit völliger Sicherheit erklärt ist. Gewiß führt hier und da ein Bergzug den Namen Ziegenrücken, und wer den so benannten Zug im Riesengebirge kennt, wird die Schärfe der Beobachtung anerkennen, die das Volk durch diese Benennung bewiesen hat. Man hat in unserm Falle darauf hingewiesen, daß der Holzberg bei Ziegenhals von der Zuckmanteler Straße aus eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Ziegenrücken zeige. Ich habe es nicht finden können.

Vor ihrer Gründung müssen wir uns die Gegend um Ziegenhals mit fast dem ganzen Neißer Gebiet als mit dichtem Urwalde bestanden und fast völlig unbewohnt denken.

Da war es nun sehr wohl möglich, daß irgend woher Vertriebene sich am Fuße des Holzberges, dort, wo die Bürle ins Hügeland hinaustritt, ansiedelten und der elende Ort, wie es so häufig geschieht, von anderen den Namen erhielt.

Heut ist Ziegenhals eine Industriestadt im kleinen. Ihre Bevölkerungszahl ist auf 8975 gestiegen. Die Nähe gewaltiger Wäldungen hat vor allem eine Anzahl Holzverarbeitungsfabriken ins Leben gerufen.

Der Zug zur Natur machte sich in steigendem Maße geltend. Überall entstanden Sommerfrischen, neue Bade- und Luftkurorte taten sich auf. Gerade Ziegenhals, an der Eingangspforte des Gebirges, dicht am Fuße des Holzberges gelegen, eignete sich vortrefflich zu gesundem Aufenthalt in der Natur. Das bot sich noch bequemer an, als es eine Zweigbahn an das schlesische Eisenbahnnetz anschloß und das Tor nach dem schönen Altwatergebirge öffnete. Heute ist Ziegenhals als Kurort in Schlesien und weit darüber hinaus bekannt.

Paul Rndtel

## Die Grafschaft Glatz

Sie liegt etwas abseits. Ein landschaftliches Vielerlei! Rundherum hohe Mauern. Unten ist ein Mauerloch gelassen, da muß man durchkriechen, wenn man „hinein“ kommen will. Nur kühne Leute „plancken über“.

Sind wirklich etwas besonderes, die Grafschafter, haben sogar einen anderen Bischof und halten zusammen, wo sie sich treffen in allen Verbindungen. Was jenseits von Wartha ist, liegt für sie „drunten in Schlesien“. Sie sprechen von Schlesien als von einem Lande, an das sie nur grenzen. Hat auch immer in alten Urkunden geheißt: „Schlesien und die Grafschaft Glatz“. Wenn man einem Schlesier von der Grafschaft spricht, geht ein Schein von Wohlwollen über sein Gesicht. Er kann zwar ein paar vielgebrauchte Witze vom „Glatzer Nazla“ und „vo uba druba ei Neurode“ nicht unterdrücken, ebensowenig kann er aber seine Liebe für das reizende Ländchen verheimlichen. Ein schlesisches Tirol.



Der Glaser Schneeberg

Hugo Bantau

Stattliche Berge, breite Täler, Kreuze und Heiligenbilder an allen Wegen, ein frommes, genügsames, dabei aber fröhliches und sogar etwas verliebtes Völkchen. Von Mai an gucken sie durch ihr Mauerloch bei Wartha nach Sommerfrischlern aus. Denn dahinter sind sie gekommen: drei kleine Stuben, gut vermietet, bringen mehr als drei Morgen Acker. Und so bemüht sich jedes Dorf, ein Bad oder wenigstens ein Lustkurort zu werden, gründet einen Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs und schafft „Anlagen“. Immer los! Es lohnt sich, und sei es nur, um die Heuschauer nahe zu haben, die in Wahrheit unser deutsches Märchengebirge ist; im ganzen Vaterland ist nichts, das der Heuschauer in ihrer eigenartigen Schönheit gleich käme.

Paul Keller



## Das Eulengebirge

Am klaren Tagen erhebt es sich in rötlichem Abendglanze für die Obergegend, etwa für Breslau und Brieg. Als Mauer, auf der grüne Wälder wachsen, riegelt es die Grafschaft mit dem Reichensteiner Gebirge nach der Ebene ab. Es erhebt sich langsam mit den Muttergottesbildern aus dem Warthapaf, wandelt aufwärts zur Bergfeste Silberberg, zieht träumend in Einsamkeit und Waldstille oben auf dem Ramm zur hohen Eule und fällt staunend und unversehrt in das Wasser des Weistritztales. Hier setzt es kühn noch eine Burg, die Rynsburg, auf einen Waldgipfel. Die Berge und Hügel vor Schweidnitz sind die letzten, schon müden Ausläufer.

Mit der Grafschaft hat es bei Wartha und auf der Neuroder Seite einige Verwandtschaft, ist aber sonst völlig von ihr geschieden, besonders auch sprachlich. Der Gläzer ist verschlossen, der Eulengebirgler verschwendet sich nach allen Seiten wie seine Gebirgsbäche.

Lieblich und frisch wie ein Naturkind ist das Eulengebirge. Sanft sind seine Linien, voller Anmut die Täler. Im Winter bis ins schöne Frühjahr hinein setzt sich die hohe Eule freilich eine weiße Haube auf, um zu zeigen, daß sie zu den „Alten“ gehört. Dann ist sie eine richtige alte Eule.

Kränze von Vorbergen wirft sie in die Ebene, bis zum Zobten hinüber. Der steht als Wächter vor ihr und schaut, meist lächelnd, unausgesetzt in ihre Täler bei Reichenbach. Zwei kleinere Wächter hat er sogar noch neben sich gestellt. Denn in den Tälern wohnen unruhige, hitzige Geister, Originalkänze, redengewandt, fleißig, zähe, begabt, die sogar die Berge hinauf rennen. Unter der Eule entbrannte einst der Weberaufstand. Der Eulengebirgler ist buntblütig. Immer wieder durchbricht er sich rauschend selber.

Vor und hinter der Eule raucht es aus hundert Essen. Da webt, da spinnst, da färbt, raucht, spult die neue Zeit. Hier ist der Hauptsitz der schlesischen Baumwollverarbeitung. Die Maschinen haben es gar zu toll getrieben. Deshalb sind die Zwerge vom Herrleinberge bei Langenbielau nach dem Zobten gewandert. Die Löcher, in denen sie in den Berg fuhren, die Bäume, von denen sie in die Gegend schauten, sind noch da. Setzt stehen staunend die Menschlein davor. Die gute, alte Zeit. Etwa gut, weil sie alt, das heißt weil sie vorbei ist? Die Handweber sind oft von Hunger und Not gepackt worden.

Viele Sagen träumen noch in den Wäldern, über die der Mond sein Silberlicht gießt. Am Tage webt über ihnen die blaue Dämmerung, an der sich schon Friedrich der Große erfreute, wenn er aus den Fenstern des Schlosses zu Peterswaldau schaute. Da ergötzten ihn auch die vielen „a“ in der Gebirgssprache: „Druba vo a Barga.“

In der blauen Dämmerung wandelst du auf dem Ramm von Silberberg, wo Reuter gefangen saß, bis zur Eule. Auf der einen Seite schaust du die vielgestaltige schlesische Gebirgswelt, das durch-

wühlte, kuppenreiche Waldburger Kohlenland, auf der andern die belebte Ebene, die zur Oder eilt.

Überall rauchen, am Morgen und Abend, die Täler unter dir, blauen in der Sonne, schlummern schwer im Winterschnee, aus dem dann Menschen mit meterlangen Holzfüßen zur Höhe krageln.

Viel hat die Gule schon gesehen, seit die deutschen Siedeler ihr die Aussicht in die Ebene freischlugen und die Wälder auf allen Seiten rodeten.

Unter dem Rammwanderer liegen die Häuser, die Bäume, die Wege, die Felder, die Dörfer wie ein wunderliches Spielzeug. Mit ihnen führt der Mensch ein unterhaltbares Nachbarleben. Die Stimmung manches Landschaftsbildes ist so mächtig, daß du das Gefühl hast, daß keine Kraft diesen starken Frieden stören kann. Verweht liegt manches Gebirgsdörflein. An manchem Hause gehst du oben und in den Tälern vorüber, das noch ein starkes Eigenleben führt. Auf vielen Wegen, in so manchem Tal, fließen die berauschen- den Ströme der Einsamkeit. Der Atem der Heimat umweht dich überall.

Wihelm Schremmer

## Ein Abend in Dittersbach

Die Häuserklöße im engen Tal  
versinken in tiefem Dämmern,  
und leiser wird mit einemmal  
des Lebens wirres Hämmern.

Nur da und dort ein trunkenes Schrein  
hintaumelt durch das Schimmern.  
Von allen Bergen rümt herein  
der Wälder großes Schlummern.

Und schweigend strömen auf und ab  
durch schluchtenfinstre Gassen,  
endlos in tierisch-schwerem Trab  
der Menschen schwarze Massen.

Vom nahen Hügel schnarcht und stöhnt  
aus Essen und aus Rohren  
das Untier, dem die Menge fröhnt,  
das diesen Ort geboren.

Soeben spie es hundert aus  
und sog zur Tiefe hundert . . .  
Nun gloht es in die Nacht hinaus  
mit Lampen grell, verwundert.

Die Berge schlafen, die Sterne drehn  
den leisen Silberreigen . . .  
Sie lassen alle Not geschehn  
und lächeln nur und schweigen.

Sermann Stehr





Eulldörfel

Hugo Bantau

## Riesengebirge

Am dritten Tag seiner Wanderschaft hatte Emanuel Quint (ein armer Tischlergeselle), in ein düsteres Waldgebirge emporsteigend, eine wilde, verlassene Gegend erreicht, von wo aus der Blick unendlich weit über Berge, Hügel und Ebenen Schlesiens schweifen konnte. Die Einsamkeit, die tiefe, lautlose Stille verlassener Waldgründe, die er durchschritten hatte, das aufrauschende Staunen und die flüsternden Beratungen der Wipfel über ihm, wenn er zwischen den Farnen, Moosen, Steinen und Wurzeln stillstand, und manches andere wirkte beklemmend auf ihn. Aber die Baumgrenze angelangt, wurde dem Toreu freier zumute. Die ungewohnten, gewaltigen Eindrücke um ihn her bedrohten ihn nun nicht mehr, sondern sie hoben ihn jählings aus dem Staub der Erniedrigung zu einer erhabenen Höhe empor. Er sah die Welt unter sich. Das Gebirge, das ihn rings mit steinernen Kraterwänden halbkreisförmig umgab und bis in die Wolken überragte, war ihm zugleich der Schemel für seine Füße geworden. Er atmete frei. Er wandte sich gegen den weiten, unendlichen Himmel und sagte: „Gott!“ Er wandte sich gegen den bunten, welligen Teppich der Länderflächen, der von den Schatten weißer Gewölke gefleckt erschien und sagte: „Gott!“ Er wandte den Rücken gegen die Tiefe und blickte staunend gegen die zackigen Wände und Risse der ihn umgebenden Felsmauer hin, auf die zwischen ihnen gestauten Schutt- und Geröllhalden, und sagte: „Gott!“ Er betrachtete das Gestein, das in riesige Blöcke gelöst, wie von Zyklophänden in jahrtausendelanger Arbeit zusammengetragen, über- und untereinander gestürzt, weite Hänge bedeckte. Gerhart Hauptmann

## In der Schneegrube

Über mir ragt es wie schwarze Zinnen einer gewaltigen, alten Schloßruine. Durch eine Lücke im zerfallenen Gemäuer hängt ein schräger, grauer Sonnenstreifen in den Schatten hinein wie ein jahrtausendalter Wust Spinnweben. Er deutet in den Schloßhof, der roh verwildert liegt. Grünes Kraut steht fast mannhoch in der ganzen Breite. Irgendwo tropft Wasser, tickend wie eine gespenstische Uhr, aus dem Spalt eines geborstenen Marmorbrunnens.

Es ist Naturwerk, dieses Schloß. Seine Zinnen sind wunderbar zerspaltene Granitzacken des Riesengebirges, und der Schloßhof ist der innerste Kessel der großen Schneegrube.

In uralten Tagen lag in dieser kraterartigen Höhlung unter der Kammmauer ein Ungetüm, das mit bleichen Augen ins Tal hinunterglozte: der Gletscher. Mit seinen ungeschlachten Tazen hat es die Blöcke dort herausgeschoben und zyklopisch wie eine Brustwehr gestürmt, mit seinem schwerlastenden Leibe hat es den Grund ausgetieft zum gähnenden Kessel. Aber es ist ihm im Laufe der Zeiten ergangen wie dem fetten Lolluz im Keller in Bechsteins Märchen:



immer dünner und dünner ist es hingeschmolzen, immer magerer lag es zum Schluß in seinem viel zu weiten Felsenest. Heute weht nur noch ein leiser Schatten von ihm durch die Grube, ein unsichtbar körperloses Etwas, das als kellerhaft kalter Hauch am leeren Fleck noch einen letzten Kampf kämpft mit seiner furchtbarsten Feindin, der Sommer Sonne.

Wenn die Ebene weithin in allen Farben des Frühlings prangt und selbst auf dem hohen Ramm die blauweißen Anemonen blühen, dann liegt in dem alten Drachenkrater noch der Winterschnee zu zähen Lasten gehäuft. Aber zuletzt muß er doch weichen. Die Wendestunde, in der einst der Drache für immer der Sonne unterlag, wiederholt sich: die Sonne bezwingt auch den letzten Schneestreifen der Grube. Einmal, am Ende der Eiszeit, ist das entscheidend geschehen: einmal hat die Sonnenwärme den ganzen Schnee weggeschaut, während früher immer ein Rest überdauerete als Zutat zum nächsten Winter; damals ist das Ungeheuer des Gletschers ins Herz getroffen worden durch Baldurs Schwert.

Heute, da ich hier sitze, liegt die weite Landschaft am Rammesfuße eingesponnen im heißen Guli-Glast. Hier in der Schnee-grube hat gerade endlich der erste Frühling gesiegt. Noch stecken in den tiefsten Granitschründen auch jetzt ein paar letzte Schneeflocken, aber schon grau vom tauenden Zermürben. Lustige Quickwässerlein rinnen leise davon herab. An der Grenze aber vollzieht sich jenes liebliche Schauspiel des Frühlings sieges, das auf tauenden Alpenpässen so oft meine Freude war: noch farblos weißliche oder gelbe Pflanzenspißen, spargelhaft eingerollte Blätterknospen, durchbrechen mit eigener Kraft und Wärme die morsche Schneedecke, noch ehe sie sich selber gelüftet hat.

Wo aber der Kesselgrund schon völlig frei ist, da erfüllt ihn ein wahrer lebendiger Schnee: halbmeterhoch ragen in weitem, schneeweißem Blumentepich die wundervollen Dolden der seltenen narzissenblütigen Anemone, des „Bergfänleins“ der Gebirgsleute. Auf jedem lichtgrünen Hauptstengel stehen etwa ein halbes Duzend großer Einzelblüten ganz nach Narzissenart. Ein berauschernder Honigdust liegt über der Wiese. Man kann über den ganzen Ramm wandern, ohne dieser köstlichen Blume zu begegnen, hier aber tritt sie plötzlich als Herrscherin auf, — das schönste Sinnbild des Sonnensieges im alten Drachenbett.

Auf der Gletschermoräne selbst aber stehen niedrige, noch völlig blattlose Weidenbüsche im ersten goldenen Rätzschmuck, ein seltsam später Anblick für den, der aus dem Tale kommt, wo längst alle Blätter in schwerer, grüner Sommerfülle rauschen.

Einsam und still ist es hier.

Oben an den Zinnen erscheint ab und zu ein punkthaft kleines Zwerglein scharf vor dem Himmelsblau: einer aus dem endlos dort vorbeihastenden Fremdenstrom, der sich etwas näher an den schwindenden Abhang gewagt.

Wilhelm Bölsche



Der große See mit der Schneefippe

(Mit Genehm. d. Staatshandl. Bruno Engel, Breslau)

Paul Sinte





## Eine Koppentwanderung

Gütig segnet die Sonne das allmählich bergan steigende weite Tal: Krummhübel.

Es ist besser, wir nehmen unsere Stier auf den Buckel und stampfen hindurch. Die Häuser haben hier keine Gesichter mehr. Es sind alles steingewordene, wesenlose Gebilde. Schreiende Plakate und Menschen in bunten, aufgepuzten Gewändern mit überhitzter Fröhlichkeit. Die Häuser mit angeklebten Namen, die nichts von ihrem Inneren verraten, mit Balkonen, Winkeln und Erkern.

Wir sind im Walde. Kein Haus mehr, das von Menschen erzählt. Nur über uns der Wald. Der Wald aber ist das Erlebnis Gottes.

An einer Wegbiegung wartete der Winter auf uns. Er hob uns auf seinen festgetretenen Schnee und führte uns langsamer in sein Reich, das reiner und reiner glänzte. Über uns blieb der Himmel immer noch in seinem versunkenen Blau, bis ganz leise eine unsichtbare Hand das leuchtende Blau verlöschte. Es bläzte, und wie wir wieder hinauffschauten, ist es eisgrau und wie erstorben.

Die Dämmerung, die uns überholte, hob Baum um Baum aus der Tiefe und Niedrigkeit. Sie bekamen nun einzeln Gesichter und vermummelten sich zu Gestalten. Es blieb kirchenstill. Der eisgraue, noch nicht erloschene Himmel lag über dem Walde und bewegte sich nicht. Wir blieben stehen. Der Schnee rieselte bei jedem Schritt von unsern Füßen. Ob nicht irgendwo ein Laut auflebt? Was bedeutete die unnahbare Himmelswand? Die Bäume antworteten nicht.

Als uns der Wind zum ersten Male anlies, wurden wir um einen Schritt zurückgetrieben. Je höher wir stiegen, um so unwilliger warf sich der Sturm uns in die Arme. Der Schnee hing sich an die Füße. Immer tiefer versanken wir darin. Schritt um Schritt wurde Kampf. Bald mußten wir den Ramm erklimmen haben. Da begann ein Höllensabbat über uns. Gellend pfiß der Sturm seine Raserei, und wir bekamen einen Schaum von Eiszadeln ins Gesicht. Wir konnten nicht weiter. Wir wandten uns. Aber von neuem riß uns der Sturm mit seinen scharfen Nadeln ins Gesicht. „Weiter!“ Der schneezerretene Steig senkt sich. Die Fußspuren laufen wagerecht. Wir sind auf dem Kamme des Riesengebirges. Keiner hört des andern Ruf. Töhlend pfeift der Sturm und zerfezt jeden Ruf.

Weiter ging es. Bis sich mit einem unheimlichen gellenden Schrei des Sturmes vor uns plötzlich die Wand hob, in ungezählten Fezen zerriß und wir dicht vor dem dunklen Gebäude der Riesebaude standen. Sie war uns wie ein Zauberschloß aus dem Nichts geschaffen. Die hohen, nachtschwarzen Wände ragten drohend in die Nacht. Das Haus schaute uns mit toten Augen an. Die breiten Fensterläden schlossen die Lichter. Ein einziges Licht suchte sich irgend in den Riesengrund hinab. Vom Dache hingen die riesigen Eiszapfen, und der Schnee beugte sich mit der ganzen Schwere seiner

Last darüber. Wir lehnten uns eine Weile mit dem Rücken an die Wand und zitterten bei dem tollen Spiel, das die entfesselten Stürme mit den zeretzten Wolken trieben. Plötzlich eine nachtschwarze Tiefe vor uns. Als fielen die breite Ebene in einen entsetzlichen Abgrund, der unerfättlich alles verschlang. Der Riesengrund gähnte uns mit seinem Rachen an. Ein Sturmstoß — und über die Tiefe schloß sich der Nebel wieder, und die Nacht wußte von keinen Gründen und Schluchten mehr.

Um Mitternacht wagten wir uns noch einmal hinaus. In riesige Felsen zerriß der johlende Sturm den Himmel. Wie Rudel von hungrigen Wölfen kamen die Stürme aus den gähnenden Tiefen der Gründe, die bis in den Schlund der Hölle reichten. J. C. Raetzel

## Die niederschlesischen Burgen

Inmitten grüner Hügel, die von der Ebene her zum majestätischen Riesengebirge überleiten, liegt malerisch am Berghange das freundliche Städtchen Volkshain, überragt von der gewaltigen Volkoburg, deren Zinnen kraftvoll, trozig ins Thal herabblicken und hinüber zur weidläufigen Ruine Schweinhaus sehen. Sie sicherten ehemals die Straße der Landesbhuter Pforte.

Natürlich hat auch die Sage ihre schimmernden Fäden um die Trümmer der einstigen Herzogsburg gesponnen. Unlaß dazu gab schon der Name. Wie üblich wird auch von unermesslichen Schätzen in dem alten Gemäuer berichtet. Es gelang bisher nicht, sie selbst mit der Wunschkrute zu entdecken. Wem dies aber einst glückt, der darf die Schätze nur mit unentweihter Hand heben, sonst ist er den Schutzgeistern des Hortes verfallen. In dem Verließe endeten viele Unglückliche ihr Leben. Oft hört man dort, um Mitternacht, wenn die Fledermäuse lautlos durch die Luft schwirren, klägliches Wimmern. Nach weiteren Aberlieferungen brannten die Mongolen Volkshain und das Kastell 1241 nieder, worauf Volko I. beide 1291 wieder aufbaute. —

Ungefähr eine halbe Stunde von Volkshain entfernt erhebt sich auf dem Rücken des Steinberges Schweinhaus, der Stammsitz derer von Schweinichen. Phantastisch ragen die fahlen Mauern aus dem Grün der Bäume empor. Je näher man dem Dorfe kommt, um so mehr fesselt der ganz eigenartige Anblick. Die Straße windet sich im Thal um den langgestreckten Berg herum und gibt so Gelegenheit, die weidläufigen Baulichkeiten von verschiedenen Seiten zu betrachten.

Wie bei der Schwesterburg ist die Entstehung von Schweinhaus und die Herkunft seiner Besitzer in Dunkel gehüllt. Die Feste scheint zum Schutze einer Straße durch den Grenzwald angelegt worden zu sein und zuerst als Holzbau mit Umwallung bestanden zu haben. Urkundlich wird sie zuerst 1108 und als Restellanei frühestens 1155 erwähnt. Das Schicksal des „alten Sauhäusels“, wie der



Volksmund sagt, war verhältnismäßig friedlich. Ein über dem Tor angebrachter Vers soll angeblich seine Zauberkraft selbst im Dreißigjährigen Kriege bewährt haben:

„Das Säulein ist bei Hofe zu Schmaus,  
beim Kaiser beliebt und beim König,  
drum, Kaiserlicher, verschone sein Haus,  
drum, Schwede, tue ihm wenig!“

Noch in ihren Trümmern wirkt Schweinhaus mächtig. Ein stummer und doch so beredter Zeuge einstiger Herrlichkeit.

Wunderschön ist die Aussicht. Im Sonnenschein liegt jenseits einer leichten Bodenwelle im Tal das freundliche Vorkenrain, dessen Häuser terrassenförmig zur darüberthronenden Herzogsburg emporsteigen. Weiterhin schweift das Auge über die Vorberge, bis es sich in dämmernder Ferne verliert, aus der das Hochgebirge in blaulichem Duft aufragt.

Viktor Schaezle

## Das Schwarzbachtal im Isergebirge

Ganz deutsch ist das Herz von Schwarzbach, treu am Alten hängend, innig und gläubig und rein wie ein Grimmsches Märchen.

Welcher gute Deutsche sollte es nicht lieben, wenn er, am Bache emporschreitend, etwa von Messersdorf, der Eisenbahnhaltestelle her, in die enge Schwarzbachmulde zwischen den beiden Bergwänden tritt und nun, am Wasserlaufe hin und die Höhen empor geklommen, noch so viele alte und einfache Hütten sieht, die kein Umbau verschandelt hat. Je höher er steigt, auf die Geröllsperrn zu, zwischen Tafelfichte und Heufuder oder gegen die Brandhöhe hin, um so deutlicher erkennt er an diesen Hütten am Berge die Ursprünglichkeit und die Heimattreue von Schwarzbach und die Art seiner Bewohner.

Deutsche waren es ja, die der Überlieferung nach diesen Platz sich erkoren und zu neuer Heimat machten, als sie nach der Schlacht am „Weißen Berge“ um ihres Glaubens willen das Tal von Friedland-Haindorf bei Nacht und Nebel verließen über den „Trauerstig“ mit ihrer Habe eilten und durchs Walddickicht in die einsame Schwarzbachschlucht hinabstiegen.

Fühlt's nicht auch heute jeder noch, daß sie Zuflucht sein will? Die Birken steigen wieder in ihren leuchtenden Kleidern zu den Bergen empor, lächelnd, weil ihnen der Frühling nun bald den grünen Brautkranz ins Haar legen will, der Schnee zerrinnt, und die Märzbecher wollen blühen auf den Wiesen am Bache.

Gerade die Bescheidenheit und Waldgeborgenheit sind es, die viele aus dem Hasten und Lärmen der Stadt nach Schwarzbach locken. Treibt es sie wieder in den Menschenstrom, wie leicht ist da Flnsberg erwandert, ein paar Stunden lang genossen sein Flirt, seine Musik. Und wie köstlich ist es dann, wieder diesem Oberflächendasein zu entfliehen in die stille Innerlichkeit des waldumhegten Schwarzbachtals!

Hans Buchhold

## Im Ratzbachtal

In einem der schönsten Täler des niederschlesischen Gebirges, dem oberen Ratzbachtale, hat sich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts bei dem Dorfe Rauffung neben der althergebrachten landwirtschaftlichen Arbeit ein rastlos schaffendes, geräuschvolles industrielles Leben entfaltet. Unaufhörlich bohrt sich rasselnnd der Stahl in den Marmorfels, dreimal werktäglich wecken die Entladungen der Sprengkapseln donnernden Widerhall an den Bergwänden, tausend Hände brechen das Gestein, befördern es talwärts zu den mächtigen Öfen, und endlose Lastzüge schleppen das Mark unserer Berge zur Ebene. Was der Natur unheilbare Wunden schlägt, ist der Kultur unentbehrlich — die Arbeit der Kalkgewinnung.

S. Wintel

## Die Landeskrone

Der Zug rattert durch die späte Nacht. „Görlitz, Görlitz, Landeskrone . . .“ singt es lustig, unaufhörlich in den Rädern, gleichförmig im Takt. Davon haben die wenigen Fahrgäste im Abteil gesprochen, und nun haben es auch die Räder gehört. Jetzt singt es der ganze Zug. Er braust, er ruckt, er zittert und bebt vor Freude. Er kann es nimmer lassen. Wie wäre es mit einem andern Takt, mit anderen Worten: „Weißwasser, Gorka, Heideband . . .“ Tausendstimmig werde ich überschrien. Ich nicke mit dem Kopfe. Die andern nickten auch. „Ihr sollt schon recht behalten, ihr Räder. . .“ Ich komme aus Südbrandenburg.

„Görlitz!“ schreien fremde Stimmen, noch nachtverweht. Ist es Trug? Wir fahren auf. Der Zug hält, alles hastet aus den Wagen. Draußen liegt es im bleichen Dunst: die Wagen, die Menschen, die Dächer, die Straßen, die Hallen. Ich eile, aus der Stadt hinauszukommen, die noch schläft. Hin und wieder trottet ein Wagen vorüber, halb nächtlich.

Als ich der Landeskrone entgegen schreite, blitzt die Sonne im Osten auf. Mit einer Flut zuckenden Lichtes übergießt sie den Bergfegel, den letzten schlesischen Wächter der Sudeten, die aus dem Gesenke herausziehen. Wie es überall glänzt und schimmert! Duftig liegen die Berge drüben. Die schönste Pracht schenkt die Natur dem Morgenwanderer.

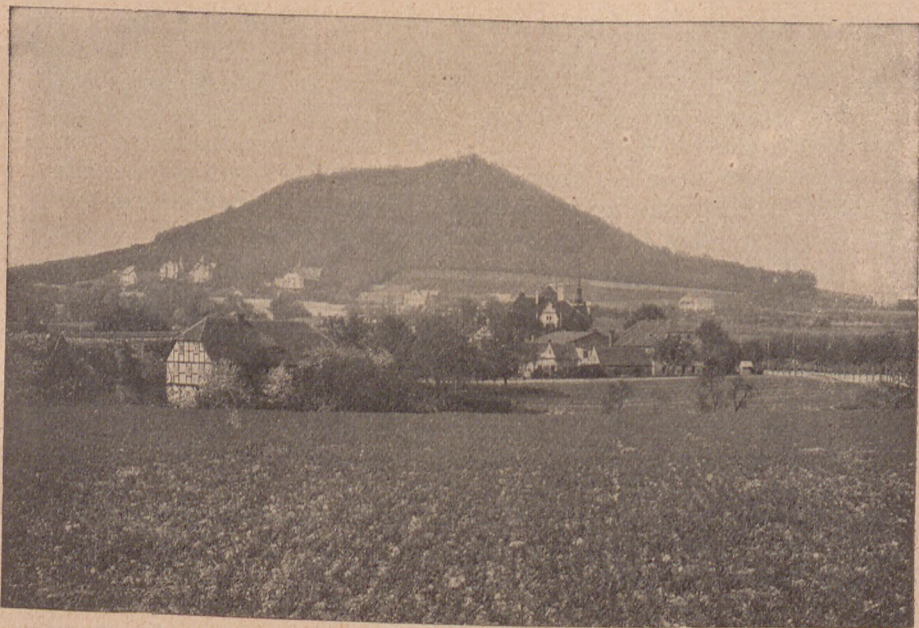
Ein Basaltfegel soll es sein, der mit anderen dem Nordfuße der Sudeten vorgelagert, kaum eine Stunde von Görlitz entfernt ist, hat ein Erdkundiger drin im Abteil erklärt. Ich kümmere mich nicht weiter darum.

Ich steige von der munteren Landstraße hinauf, schweife im frischen Morgenwalde umher und meide möglichst viel begangene, breit ausgetretene, bequeme Wege. Allein will ich sein mit mir und



diesem Lande im Morgenschimmer. Kein Allerweltsweg soll uns stören.

Unten liegt die Stadt, der es aus allen Fenstern blickt, die Stadt Jakob Böhm's, des seltsamen Bauernsohnes aus Alt-Seidenberg drüben. Was andere tausend Jahre lang mit ihren Augen draußen nicht sahen, sah er in einem Augenblick mit seinen zwei verzückten Augen in sich hinein. Eine ungeheurere Weltfugel trug er in seinem Kopfe. Was schrieb nicht der Rat dieser Stadt da unten in das alte Gedächtnisbuch: „Der Schuster und verwirrte Enthusiast und Fanlast.“ O Menschenschicksal der Frühe! Welche Arbeit hat nicht die



Sonne, dieses verschlafene Land zu erwecken! Ströme voll Lichtes muß sie aus ihrer goldenen Himmelschale gießen. Und wie viele schlafen noch und reiben in den Augen!

Doch es leuchtet schon überall. Besonders in den Bergen. Noch kann das Iser- und Riesengebirge nicht recht heraus aus dem Dunst. Wo bist du, Heufuder, Tafelfichte und Koppe? Noch vermag die Sonne nicht, die Schleier zu zerreißen.

Ein Blumengarten der schlesischen Ebene, drüben die Heide, hier die Übergänge nach Sachsen. Ich habe sie schon unten in der Sprache gemerkt. Das schöne „Jörlich“.

Jetzt fangen seine großen Essen zu rauchen an. Die Stadt rüstet sich zur Arbeit.

Wilhelm Schreiner

## Die Gebirgsschlesier

Die Dörfer in den schlesischen Vorbergen zeigen in der sauberen Heiterkeit ihrer Gehöfte und Hütten und in der eigenwilligen Schönheit ihrer Anlage die ausgesprochene Art fränkischer Siedlungen. Denn schaut man auf der Eisenbahnfahrt um Feuchtungen in Franken aus dem Wagen, so sieht es nicht anders aus, als kutscherte einen die Lokomotive durch die Striegauer Gegend. Das Schalkhaft-Spöttische der Bewohner, die heitere Gelenkigkeit, die sich würdigerweise mit einem nie ganz besiegbaren Verstocktsein vereinigt, würden den Menschen schon vollkommen der fränkischen Art einreihen, wenn ihm nicht zum Überfluß auch noch das läche, ihn selbst überraschende Losfahren eigen wäre. Tiefer in den Bergen sitzen wohl die Nachkommen der Thüringer, versonnen, leichtsinnig, träumerisch. Sie lachen wie durch einen Schleier und befruchten und verwirren ihren Verstand durch ein Gemüt, das unergründlich und phantastisch zugleich ist. Böhmisches und mährisches Einschläge verdunkeln etwas die liederfröhliche Klarheit ihres thüringischen Grundwesens.

Jeder Mensch ist ja ein Dichter; aber in keinem Landstriche Deutschlands mag wohl die Zahl solch eigenwilliger Gedanken- und Fabelspinner so groß sein als in Schlesien. Daraus steigen Männer wie Andreas Gryphius, Christian Günther aus Striegau, von Logau aus Brodtk bei Nimptsch, von Strachwitz aus Peterwitz, Eichendorff aus Lubowitz, Gerhart Hauptmann aus Salzbrunn und manch andere in Höhen, von denen aus sie mitbestimmend auf die Kultur Deutschlands und noch über seine Grenzen hinaus wirkten. In jedem Bäuerlein, dem du etwa von den fabelhaften Entfernungen der Gestirne erzählst, hast du einen nicht minder echten Vertreter eines Stammes vor dir, dessen Art es ist, einem Meer zu gleichen, das aus lauter gegeneinandertreibenden Wellen besteht. Sei dieser Bauer nun in der Grafschaft Glatz zu Hause oder um Tauer oder um Ottmachau, ganz gleich. Wenn du zu erzählen aufgehört hast, wird er in be-troffener Schweigen einen Augenblick an dir vorbei ins Weite lugen. Denn es ist sicher wie das „Amen“ in der Kirche, daß er dir zunickt und sagt: „Jo, jo — nee, nee. Ma sollid's nich denken!“ Und du bist unsicher, wo die Hauptsache seiner Antwort liegt: in dem freundlichen Spott, der Ergriffenheit, dem furchtsamen Zweifel oder in dem liebenswürdigen Widerspruch. Es ist ein Schlesier wie der andre. Ihre Augen sehen nicht in einer Richtung, sondern schauer gleichsam gegeneinander

Hermann Stehr





Hugo Bantau

## Schlesisches Flachland

### Schläflerlied

Am a Zotaberg, da leut a Land herum,  
 dos ber inſe heeßen, war'ſch ni mäg, iſ tumm.  
 Wenn a Feind oh käma  
 un a wullſt inſ nähma,  
 loß ber liber 's Laben,  
 eh' bers Land ihm gaben,  
 denn däs Land iſ ſchiene, hingen ſchien und vurn,  
 ollerengen wudelt's do vu Weeke und Rurn!

Chor: Rurn hån ber, Weeke hån ber, Garſte hån ber, Häber  
 hån ber, alles hån ber, Zuch! —

Schiener Viech iſ ei dar Walt wull nich zu ſåhn,  
 ſunderlich de Schauſe, ſu wie wir ſe hån;  
 und ſe miſſen gråſen  
 ehberål em Råſen,  
 's Loob va Beemen fraſſen,  
 niſchte werd vergaſſen!  
 's Loob werd wieder wåchſen, ſchrei be od Zuchhe!  
 Sih ber ei dar Wulle, wull ber niſchte meh!

Chor: Viech hån ber, Jaarde hån ber, Uſſen hån ber, Schweine  
 hån ber, Schauſe hån ber, Loob hån ber, Beeme hån ber, Wulle  
 hån ber, Fleeſch hån ber, Rurn hån ber, Weeke hån ber, Garſte hån  
 ber, Häber hån ber, alles hån ber, Zuch!

Und de lieben Barge stiehn su bloo und stulz,  
 wie de Pudelmitzen vull von Loob und Hulz!  
 Da hot's Hirsch und Hasen,  
 kurz, a Wild zum rāsen!  
 Aber nich nur auben  
 is doß Land zu lauben;  
 ungerm Bauden hōt dar Geist, dar Riebezähl,  
 lauter guttes Zeug verstaft ei Barg und Tāl.

Chor: Gesen hān ber, Zint hān ber, Rupper hān ber, Blei  
 hān ber, Gift hān ber, Kublen hān ber, Steene hān ber, Geister hān  
 ber, Hulz hān ber, Wild hān ber, Viech hān ber, Udsen hān ber,  
 Schweine hān ber, Schause hān ber, Loob hān ber, Beeme hān ber,  
 Wulle hān ber, Fleesch hān ber, Rurn hān ber, Weeke hān ber,  
 Jaarde hān ber, Garste hān ber, Haber hān ber, olles hān ber, Such!

Aus der Urde hull ber ollerleh zur Stādt,  
 weiß der Guckuck, wās se oll's im Bauche hāt.  
 Inse Land is glidlich,  
 olles drin is schidlich.  
 Uff zwee Flissen fāhren  
 kinn ber alle Wāren;  
 kummt mer uff dar Uder ni meh furt ver Sand,  
 hān ber: duch de Achse, die is weltbekannt!

Chor: D'Uder hān ber, d'Achse hān ber, d'Neiße hān ber,  
 'n Bober hān ber, gruzes Woffer, kleenes Woffer, Schiffe hān ber,  
 Rāhne hān ber, Fische hān ber, Naut hān ber, Kummer hān ber,  
 Kraut hān ber, Rieben hān ber, Tummheet hān ber, Klugheet hān  
 ber, Fleesch hān ber, Udsen hān ber, Schweene hān ber, Schause hān  
 ber, feine Leute, graube Leute, Rurn hān ber, Jaarde hān ber, Garste  
 hān ber, Wulle hān ber, Haber hān ber, olles hān ber, Such!

Geeßt ins eener Aiselfrasser, hāb a Ucht,  
 doß mer sich aus ihm nich a Gerichtel macht!  
 Uni de Riesenbarge,  
 sān se, wuhnen Zwarge;  
 sein ber keene Riesen,  
 hān ber's duch bewiesen,  
 doß ber tichtig kinnen inse Feende schlān  
 und zum Schuhverlieren aus em Lānde jān!

Chor: Mut hān ber, schlān kinn ber, schießen kinn ber, schreien  
 kinn ber, Willen hān ber, Liebe hān ber, Sānger hān ber, Lust hān  
 ber, Freede hān ber, Wein hān ber, Haber hān ber, olles hān ber,  
 Such!



## Mein Schlesierland

Wer die Welt am Stab durchmessen,  
wenn der Weg in Blüten stand,  
nimmer konnt' doch der vergessen  
glückberauscht sein Heimatland.  
Und wenn tausend Sangesweisen  
nur der Fremde Lob entquillt —  
Einzig will das Land ich preisen,  
dem mein ganzes Sehnen gilt.  
Sei begrüßt am Oderstrand;  
Schlesien, du mein Heimatland!

Schlesierland, du Länderfrone,  
sei begrüßt vieltausendmal:  
Wo auf sagenreichem Throne  
streng regiert Geist Rübezahl.  
Wo im Volke stets aufs neue  
deutscher Freiheit Odem weht,  
wo als Bild von Männertreue  
kühn der alte Jöbten steht.  
Sei begrüßt am Oderstrand;  
Schlesien, du mein Heimatland!

Graue Burgen zaub'risch winken  
von den Bergen hoch und hehr;  
in dem tiefen Schachte blinken  
Erz und Kohle, blank und schwer.  
Weißes Linnen, Stolz der Mädchen,  
bleicht im goldnen Sonnenschein;  
lustig schnurren Spill und Rädchen;  
Sang und Sage klingen drein.  
Sei begrüßt am Oderstrand;  
Schlesien, du mein Heimatland!

Wackre Männer, treu und bieder,  
sturmfröh wie der Teufelsbart,  
ros'ge Frau'n in buntem Nieder,  
das ist echte Schlesierart.  
Volle Becher fröhlich kreisen  
von der Heimat Traubenblut;  
Schlesierland, dich muß ich preisen,  
bis mein Herz in dir einst ruht.  
Sei begrüßt am Oderstrand;  
Schlesien, du mein Heimatland!

## Unter der Erde wandert's mit

Ich wollte es als Kind nicht ertragen. Ich wurde in den ersten Tagen von einem Grauen geschüttelt, daß ich meinte, ich müsse in die Tiefe sinken. Das war in den Tagen, als wir in ein Dorf der Waldenburger Berge kamen und mir die Mutter erzählte, daß



unter unseren Wegen und Straßen, ja vielleicht unter unserm Hause die schwarzen Männer kriechen und hämmern und klopfen. In der ersten Nacht jagte mich ein wilder Traum, daß ich den Mann hörte, der unter unserem Hause klopfte. Ich sah das Haus zittern und wartete auf den Augenblick, in dem es in die Tiefe sinken mußte. Er kam nicht. Ja ich ging über die Wege und Straßen und hörte es nicht einmal klopfen. Ich vergaß es. Bis ich dann einmal an einem Schacht stand und, am Gitter geklammert, in die nachtschwarze Tiefe starrte. Dann war das heimliche Bangen wieder in mir. Und ich verlor es nicht bis in die Tage hinein, in denen ich keine Märchen

mehr glaubte. Am Ende lebt's heut noch in mir. Immer, wenn ich über Grubenland schreite, ist es mir, als ginge es unter meinen Füßen mit.

Als ich später über oberschlesische Erde schritt, begegnete mir das gleiche Antlitz der Erde. Über den kümmerlichen Feldern lag es wie Lasten, die sie bedrückten. Überall die zerrissenen und zerschliffenen Drähte, die ein zerfallenes Feld begrenzen. Überall die dämmernde Schwüle, die auch an den schönsten Tagen sich nicht mehr hob. Die dunklen Schwaden von Qualm und Ruß, die wuchend über die Städte und Dörfer dahinzogen. Und in den Straßen die Menschen mit bekümmerten Gesichtern.

Unter der Erde lief das Grauen mit, und über der Erde schrie der Lärm über allen Jammer.

Wir saßen an einem Herbstabend auf der kleinen Holzbank vor einem großen Hause, das nachbarlich sich eng an die ewig unruhige, schütternde Grube lehnte. Die Erde zitterte unter meinen Füßen von dem Gleichschlag der Maschinen. Die Förderglocke schrillte in regelmäßigen Abständen. Grollend rollten unzählige Wagen auf kleinen Schienen. Die Lichter flammten hier und da auf. Die Schornsteine fauchten ihren erstickenden Atem in den blaßblauen Himmel. Von unsern Füßen aus dehnte sich das gepeinigete Land. Es lief



wie über eine kleine Schwelle hinab. Hier und da kauerte sich ein kümmerliches Haus. Straßen liefen die Ebene hinab und stiegen über einen Hügel. In der Senkung allein glänzte es silbern auf. Wasser. Jenseits des Flützchens die weite Ebene. Verlassene und vergessene ein Baum. Weiter drüben ein halbzerfallenes Gemäuer. Wieder ein Strauch. Dann die dunklen Umrisse von ragenden Schornsteinen. Lichter huschten vorüber. Irgendwo durchzog ein schleppender Eisenbahnzug die Weite. Noch sah ich seine Bahn. Ein weißes Wölkchen begleitete ihn. Wie lang ich ihm folgte, ich weiß es nicht. Als ich wieder über die Erde hinsam, schien es, als stieg aus den unzähligen, verfallenen Gruben und Einbruchsstellen Nebel auf und dämmerte die Weiten ein.

„Warum hältst du hier aus Onkel?“ begann ich und sah dem alternden Mann ins gebräunte Antlitz.

„Weil es mir Heimat wurde. Sieh, ich hab ein Lebensalter hier mich in den Leib der Erde gewühlt. Von meinen Hammer schlägen erzitterte diese Erde mit. Diese Erde weiß von meinem Hoffen und Bangen und trank meinen Schweiß. Und sie weiß von meinem Gott. Ihn erlebte ich in der Nacht da unten. Und immer, wenn ich aus der Nacht in den Tag heraufstieg, empfing ich mein Leben als Geschenk. Nur ein Bergmann weiß von der Güte dieses Beschenktwerdens zu sagen, denn er erlebt es an Leib und Seele. Und noch eins. Hier hab ich dreißig Jahre und mehr für meine Brüder an der Oder und der Elbe gearbeitet. Geh durch die Straßen. Sieh in die Häuser. Überall ruft es dir deutsch entgegen. Deutsch sind die Häuser, deutsch die Straßen, deutsch ist der Fleiß, die Ordnung. Siehst du den Fluß? Siehst du die Hütten jenseits des Wassers, die zerfallenen Häuser? Das ist Polen.

Nun fragst du mich nicht mehr, warum ich hier bleibe. Warum sie alle dies Land lieben, alle, die mit mir Gott mit deutscher Zunge anrufen!“

Ich schwieg. Ich war still mit ihm. Es war mir, als hörte ich unter meinen Füßen einen ganz anderen Gesang. Die Häuser, die mir begegneten, wuchsen über das eintönige Grau des Glends hinaus. Ich sah nun auch Menschen, die aufrecht gingen.

Und ich wunderte mich nicht mehr, als in den ersten, wohnsinnigen Polenunruhen keiner von den Unentwegten die Heimat verließ und auch mein alter Onkel als Geißel unter furchtbaren Stockhieben in das Land ohne Grenzen hinübergeschleppt wurde, aus dem er zerschlagen und zerbrochen, hungernd, nach langer Irrfahrt heimkehrte und dennoch glaubte. Ich gedachte seines Wortes von dem Erlebnisse des Bergmanns und wußte alle Zuversicht.

Wer nur flüchtig über die Straßen Oberschlesiens hastet, wer nur die arbeitsmüden Menschen an sich vorüber taumeln sieht, kennt nichts von der Seele des Landes. Er sieht nur türmende Städte, in denen der Rauch schwebt. Er hört den Lärm der ratternden, schütternden Maschinen. Sieht die unerlösten Menschen wie in allen zu-

sammengeballten Menschenfiedlungen, den Großstädten, nach Saumel und Wirrsal rennen und weiß nichts von dem Angeficht des Landes.

Nur wer den Gesang der Erde belauscht, wer den Menschen in der Stille begegnet, weiß das Wunder zu fassen, daß es über dem hastenden Lande doch wie ein Segen liegt. Die Menschen, die Tag um Tag aus der Nacht in den Tag steigen, immer wieder nach schwerem Ringen das Licht wie Dank und Erlösung trinken, wissen mehr von dem ewigen Gesange Gottes.

Gans Christoph Raergel

## Das oberschlesische Land und seine Entwicklung

Das liegt hinter uns. Die grauen Stämme der Fasanerie, das ragende alte Schloß, die Kirchen mit ihren schlanken Türmen grüßen noch einmal freundlich zu uns herüber. Der große Bahnhof mahnt uns, daß hier ein bedeutender Knotenpunkt des Verkehrs ist: nach allen Seiten laufen die Schienenstränge auseinander, nach Posen, nach Polen, nach Oberschlesien. Fruchtbare Fluren durchheilt der Zug, die zu den üppigsten Teilen des schönen Schlesiens gehören; hübsche Kleinstädte berühren wir. Die ausgedehnten modernen Vorstädte um den alten deutschen Kern mit dem stattlichen Rathaus und den schönen Kirchen verraten das blühende Leben: deutsches Land. Allmählich werden die Äcker minder fruchtbar, und Arbeit gehört dazu, gute Erträge zu erzielen. Streifen mageren Kiefernwaldes schieben sich ein. Wir fahren durch Kreuzburg, Rosenberg. Aber das Bild des wirtschaftlichen Aufstieges, des blühenden Lebens -- es bleibt; ob Dominialacker, ob Bauernfelder -- man sieht es, wie sorgfältig die Bestellung ist. Am deutschen Bilde hat sich nichts geändert, ob wir auch gelegentlich polnische Laute um uns hören, obwohl wir bereits in Gegenden sind, die nach der amtlichen Feststellung fast „polnisch“ gemischt sind. Aber ist es denn Polnisch, was wir hören? Der Pole versteht unsern oberschlesischen Bruder kaum, und diesem bleibt der Pole nach Sprache und Art fast unverständlich. Wie seine ganze Wesensart und Denkungsweise deutsch ist, deutsch wie seine Wirtschaft, so ist auch seine Sprache, seine „Muttersprache“ unpolnisch, ein polonisiertes Deutsch -- „Wasserpölnisch“ nennt man es wohl. Und je weiter das Dampfroß uns nach Südosten führt, desto mehr beginnt der Kiefernwald im Landschaftsbild vorzuherrschen. Seen und Sumpfgelände schieben sich hie und da ein; desto mehr schlägt das Wasserpölnisch an unser Ohr; aber aufstrebendes Leben allenthalben. Und hinter Lublinik neue Bilder: mächtige Schlote im unermesslichen Wald, der malerisch rechts und links weit sich dehnt. Tarnowik, Roßberg, Dt. Piekar -- mächtig ausblühendes Leben, und dann kommen die Schornsteinwälder, die Steigetürme und Zechen und Hochöfen und geben der Landschaft ihr eigenartiges Gepräge. Kraft- und Lichtleitungen spannen wie riesige Spinnweben



ihre Netze; Eisenbahnen und elektrische Bahnen allenthalben. Das Ganze fast eine weitmaschige Stadt mit lebhaftem Verkehr und Rauchfahnen emsiger Industrie; Hämmern und Fauchen und Rollen und Pfeifen — so macht sich die kraftvolle Arbeit allen Sinnen bemerkbar.

Und Ordnung allenthalben und zielbewußtes Schaffen. Tausend und ein Ziel. So haben wir in wenigen Stunden Schnellzugfahrt ein Bild von Oberschlesien. — Und nicht viel anders ist's, wenn wir die Oder aufwärts oder am linken Ufer nach Südosten fahren. Und gehen wir von der großen Linie fort zur Grenze — wohl werden die Wälder dichter, die Felder minder ertragreich, aber Arbeit und Ordnung allenthalben, und die Sauberkeit der Dörfer läßt deutlich die Liebe des Oberschlesiers zu seiner Heimat erkennen. Backsteinhäuser und Ziegeldächer, seltener schmucke Holzhäuser, gutgehaltene Stallgebäude und niedliche Vorgärten, ordentliche Wege, gerade Felder bis zur Grenze. Und jenseits der Grenzpfähle? Ich kenne das oberschlesische und polnische Land längs der Grenze in ihrem gesamten Verlauf — eine schärfere Kulturgrenze ist nicht vorstellbar: jenseits Schmutz und Unordnung, ärmliche Holzkatzen, oft dem Zusammenfallen nahe; elende Ställe, ordnungslos lang sich hinziehende Dörfer, schmucklos; die Wege verwahrlost, drei, vier, fünf Spuren nebeneinander, oft Spuren außerhalb der Baumreihen, weil die Straße fast unbefahrbar; unordentliche, dürftige, schlecht bestellte Felder, Unland dazwischen. Es ist ein anderes Land. Raum glaublich will es scheinen, daß auf wenige hundert Meter solch schroffe Gegensätze bestehen können. Aber sie bestehen, sie sind da, mit Händen zu greifen. Ein kleines treffendes Beispiel nur aus der Woischniker Gegend. Die Grenze geht durch den Wald. Auf deutscher Seite ein niedliches Bild. Tausende und Abertausende von roten Fliegenpilzen am Waldboden. Auf polnischer Seite kaum einer; denn die Bevölkerung ißt die giftigen Schwämme aus Not. — Oberschlesisch und polnisch, das sind zwei verschiedene Welten. Nicht im Boden ist dieser Unterschied, dieser Gegensatz begründet. Dieselben Böden und geologischen Ablagerungen hier wie dort; derselbe Kiefernwald zieht sich weit über die Grenze.

Mächtiges Deutschtum war schon im 12. Jahrhundert in Schlesien erwachsen, und es strahlte gewaltig aus nach Oberschlesien, auch von Böhmen und Mähren her. Alte Handelsstraßen zogen von Mittelschlesien allenthalben, dem Odertal folgend, nach dem südlichen Oberschlesien und Krafau hin und weiter dem Karpathenrande folgend, aber auch längs der oberen Oder und über das Gebirge nach Österreich und Ungarn. Hierher führten andere Straßen, auch links der Oder, über die bequemen Sudetenpässe. Rechts der Oder über das heutige Kreuzburg, Rosenberg usw. leitete die alte Salzstraße nach

Czenstochau und Wieliczka, gleichfalls dem natürlichen alten Zuge folgend. (Heute gehen die wichtigsten Eisenbahnen auf diesen alten natürlichen Straßenzügen!) Deutsche Städte wurden in großer Zahl und schneller Folge hier begründet und wurden zu deutschen Siedlungsmittelpunkten. So schreitet die deutsche Besiedlung nicht allmählich von Westen immer weiter nach Osten vor, nein, von tief in Oberschlesien sich bildenden deutschen Mittelpunkten aus geht die Eindeutschung strahlenförmig nach allen Seiten und gewinnt allmählich auch den vollen Anschluß rückwärts an die alte Heimat. So geht der Verdeutschungsprozeß weit ausholender und schneller, aber zunächst lückiger. Rasch werden die zahllosen kleinen Städte reindeutsch; langamer folgt das Land. Schwerfällig und langsam war der Lastwagenverkehr; langsam pulsierte das Leben — im Gegensatz zur schnellebigen Gegenwart! — und nur durch diese Art der Ausbreitung ist es zu verstehen, daß das Deutschtum in der kurzen Spanne von noch nicht drei Jahrhunderten ganz Oberschlesien, ja große Strecken jenseits der heutigen Grenzen durchdringen und sich angleichen konnte. Denn Oberschlesien war im 15. Jahrhundert so gut wie deutsches Land. Aber noch war der Prozeß nicht abgeschlossen, noch waren die Verhältnisse nicht genügend fest geworden, als der Umschlag eintrat: durch die Türkengefahr und das Aufkommen der Hochseeschifffahrt ward Schlesiens Handel gelähmt. Der Handelsverkehr mit dem Osten, der Oberschlesiens Deutschtum das Lebensblut zugeführt hatte, hörte auf, und Oberschlesiens Deutschtum ohne Nährquelle siechte im Kampf mit politischen Schwierigkeiten aller Art, Kriegen, Gegenreformationen . . . hin.

Auch Friedrich dem Großen war Mittelschlesien sein „Peru“, der wertvollere Teil der schlesischen Erwerbung. Aber er bemühte sich, aus Oberschlesien zu machen, was möglich war. So rief er Industrien hier ins Leben zur Ausbeutung der Bodenschätze, um das Land und seine Bevölkerung zu heben. Mit genialer Weitsicht hatte er damit das Richtige getroffen. Er ertüchtigte den Oberschlesier durch preußische Ordnung und Verwaltung. Als mit der Nutzbarmachung des Dampfkessels auf Dampfschiff und Eisenbahn der Siegeslauf modernen Weltverkehrs, moderner Technik einsetzte, als Kohle und Eisen Schätze geworden waren, da konnte auch Oberschlesien an dem Siegeslauf teilnehmen. Eine Zeit neuer Blüte brach an. Aber nicht Oberschlesiens, nein, ganz Schlesiens neue Blüte ist es. Weltenfern liegt Oberschlesien, und will es ernsthaft auf dem Weltmarkt wetteifern, so muß ihm die Verkehrsmöglichkeit geschaffen werden. Hier springt Mittelschlesien, Breslau, mit seinen Möglichkeiten ein. Eisenbahnen, Oderschiffahrt sind Lebensnotwendigkeiten für Oberschlesien. Man hat Oberschlesien den einen Lungenflügel Deutschlands genannt. Nicht mit Unrecht.

Wilhelm Volz



## Die Oder

Sie ist kein romantischer Bursch mit Weinlaub im Haar, sie strebt nicht nach den Toren des Welthandels. Wie ein Bauernweib schreitet sie durch die Fluren: langsam, behäbig, reich, sicher. Der Kinder hat sie viele. Denen, die wild zu ihr von den Höhen eilen, wehrt sie ihr Ungestüm und führt sie an stiller Hand weiter. Sie nimmt ihr Prieschen zu Ratibor und schaut mit hellen Augen nach dem Kohlenvorrat für ihren Haushalt. Den schleppt sie mit rüstigen Händen zum Herd. Kaltstaub fällt ihr aufs Kleid, aber sie verachtet ihn nicht. Sie liebt den Klang der Holzart. Die Ernte auf reichen Feldern ist ihre Freude, und zwischen weiten Wiesen summt sie ein unmelodisches, aber wohlthiges Lied. Träumerisch-fromm, mit glattem Sonntagsgesicht blickt sie an den ragenden Kirchen Breslaus empor. Zu Grünberg nippt sie ein bescheiden, aber gut Hausstränklein, stärkt sich zu verdrossenem Gang durch Heide und Moor. Vor ihrem Ende ist sie reich, und mit weit ausgebreiteten Armen geht sie ins ewige Meer.

Paul Keller

## Der schlesische Strom

Trage mich fort, bis der Regen aufhört  
zu rauschen über den Wagendächern,  
und die nassen Sträucher  
nicht mehr gegen die Trittbrette schlagen —  
O du Eisengestirnter, Braufender,  
der du Lebende und Tote führst  
durch das Reich dieser Erde,  
über die nebelblinden, regenerfüllten Wiesen,  
über die dröhnende, stöhnende Ebene  
trage mich weiter — trage mich weiter!

Sieh, Ströme fluten herauf unter dir,  
in schwarzen Wellen  
jagt das Wasser dahin durch die Brückenpfeiler,  
schattenhaft ragen die Schiffe  
aus Buhnen und Buchten,  
und von den bunten Lichtern  
an Masten und Sautwerk  
fällt der Schein hinab auf den einsamen Fluß.  
Unten am Strande aber  
spült das Wasser dahin über die Sandbänke  
und schluchzt in den Gräsern der Uferdämme.

H. T. Wegner

## Der Oderwald

Wir fahren am frühen Morgen aus Schlesiens Hauptstadt. Glocken läuten in den dunstigen Morgen. Nur einige Klänge vernehmen wir. Sie rufen die Sonne in die Großstadt, in das Thor des Ostens.

Frische Jugend drängt sich um die Fenster und läßt die Stadt sich entfernen und versinken. In grauem Schleier liegt sie hier noch um uns, allmählich hinter uns, gleich einem riesenhaften Gespenst, das die Thürme wie Arme zum Himmel reckt, weil sie auch gern mit uns in den Oderwald reisen möchte. Von Jahrhundert zu Jahrhundert rückt er immer weiter von ihr hinaus. Um's Jahr 1000 stand er noch am Rathausplatz. Seht nur hinüber zum gewaltigen Elisabeththurm, zu den Magdalenen Thürmen, diesen Wahrzeichen Breslaus! Überall startzt dort einst der mächtige Stromwald, den wir jetzt auf der Eisenbahn vor Breslau suchen müssen.

An Eisenfabriken fahren wir vorüber, die ihre Wagen und Räder in alle Welt schicken. Fuhr nicht eine jüngst von uns mit nach Spanien? Hier ist Linke-Hoffmann; 12 000 Arbeiter strömen durch diese Tore täglich ein und aus. Drüben liegt versteckt die Schule. Sie verbirgt sich aus Neid. Ade, ade, du schöne Maid, du tußt mir Leid, ich reise weit. — — —

Wir recken uns alle in Wanderlust, im Vorgeschnack aller Seligkeiten des taufrischen Waldes. Die ersten beißen schon in die Schnitten. Die Sonne guckt jetzt etwas neugierig in unsere Fenster: ja, wohin denn, du Jugend, an diesem Morgen? Konntest du mich nicht erst fragen? Eine Wolke wälzt sich über die fernen Berge, von Neize her. Himmel sei gnädig. Der alte Zobten verheißt Glück:

Höt a 'n Schleier,	höt a 'n Hutt,
bleibt's geheuer,	wads Wäter gutt.

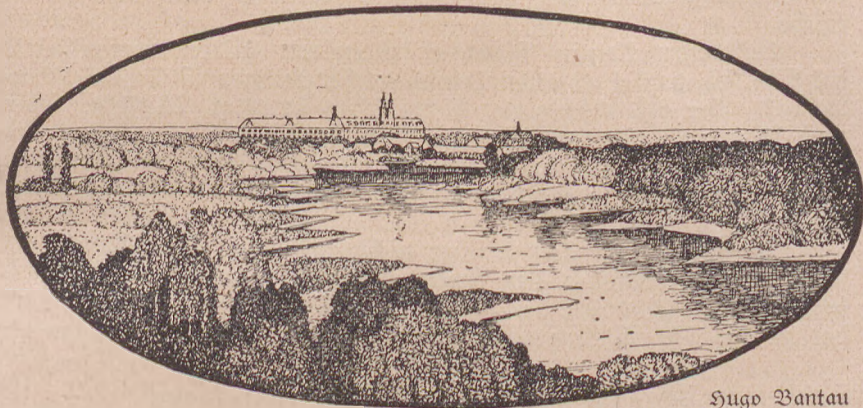
Er hat ja so etwas wie ein Spanierhütel auf. Er scheint guter Laune zu sein; es sitzt und hängt am linken Ohre. Er hat gut geschlafen oder ist spät und fröhlich heimgekommen. Vielleicht hat er mit Rübezahl zusammengesessen, der gute Vater Zobten, der Wächter der schlesischen Ebene.

Drüben grüßt der Wald nun zu uns herüber und begleitet uns bis Maltsch. Vorbei geht es an Nippeln. Dort liegt das Feld von Leuthen, vorbei geht es an Neumarkt, da die deutsche Art zuerst erklang. Hier brachen Friedrichs Truppen gegen die Oesterreicher vor.

Schon drängt sich der Wald von allen Seiten um den Zug, den wir bei Maltsch verlassen. Ein kleiner Markttort, einsam und still in der Frühe. Wir stehen am Strom. Endlich stößt er die Fähre zu uns, die uns alle auf das rechte Ufer trägt. Die Ketten rasseln, wir gleiten sanft immer tiefer in den Fluß hinein. Ein kleines Oderdörflin wird mit Wagen und Pferden auch hinübergesahren: „Geihste meite eiber d'Auder?“



Duftige Auen führen uns in den Wald, über den der Himmel die blaue Kuppel wölbt. Knorrig und riesenhaft wächst er um uns auf, über dem schon der große König schützend seine Hand hielt. Es ist ein wunderbarer Anblick, dieser Eichenwald. Breiter slutet das Licht herein als in den Linden- und Tannenwäldern. An den mächtigen Kronen hängt das Sonnengold. Drüben geht der Strom. Hört wie der slutet! Hier und da blinzeln grüngolden kleine Teiche ins Licht, die Kinder des vergangenen Hochwassers. Grünsamtene Matten legen sich schmiegend um sie. Regungslos stehen die Riesen und baden sich im Sonnenlichte, im blühenden Schein vergangener Welt. Denn mit uns geht im Traumkleide die geschichtliche Erinne-



Hugo Bantau

rung. Sie verläßt uns keinen Augenblick. Durch diesen Wald zogen die ersten deutschen Mönche im September 1163. Was mag sie im Anblick dieses herbstlich gestimmten Waldes bewegt haben, was brannt: in ihren Seelen!

Ich kenne nicht die Wälder an der Malapane. Ich kam diesem Walde nur den Oberwald zwischen Brieg und Ohlau an die Seite sehen.

Dann stehen wir vor dem mächtigen Kloster, das 225 Meter lang ist. Eines der gewaltigsten Bauwerke Europas, Barock.

Im Fürstensaal wird es uns vom Maler mit allen Flügeln vorgehalten. Der große Maler Willmann sieht uns hier jeden Schritt nach. Unten im Kirchengewölbe ruht er mit den andern. Wir steigen aber diesmal nicht mit zitterndem Talglicht hinab zu den Toten.

Dann stehen wir oben beim Städtel Leubus auf dem Weinberge. Stumm schauen wir hinab auf diese Waldschönheit. Es gibt nicht bald ein Stück schlesischer Erde, das hier wetteifern kann mit Pracht und Eindruck. So weit die Blicke reichen, dehnt sich der Wald, tief und still, umflossen vom Licht. Er säumt den Strom, der voller Farbenpiel in Nähe und Ferne zieht. Kein Lusthauch bewegt ihn, der unten auch das Kloster wie ein Zauberschloß umlagert. Kein

Wanderer kann sich an dieser Pracht müde trinken. Fern ziehen die hellen Linien der Berge.

Weithin ist die Ebene in zartblauem Schleier ausgespannt. Sie lebt! Sie flimmert fern mit roten Dächern, weißen Türmen, bleichgelben Getreidefeldern.

Hier auf dieser Sanddüne, auf der wir stehen, wollte Friedrich der Große Wein bauen. Er war nicht zufrieden mit dem Grünberger allein, diesem Stachelschwein, das durch die Kehle kriecht, — der besser ist als sein Ruf. Wollen wir nicht oderabwärts zu den Grünberger Weinreben fahren?

Da, ein heulendes Tuten: ein Dampfer schleppt vier lange Oderfähne von Stettin nach Oberschlesien. Gellend durchreißt er die Stille.

Auf einem kleinen Dampfer fahren wir später stromaufwärts bis Maltzsch, vorbei an aller Pracht, an der heiligen Stille des Oderwaldes. Der Abendshimmer hängt schon in allen Wipfeln. Aber noch blauen sie wie am Mittage. Von Buhne zu Buhne trägt uns das Wasser, aber kein Auge kann sich satt sehen. Ein Lied verflingt: Wie hat es Gott so schön gemacht, — so mancher schöne deutsche Wald. . . .

Nur still! Sieht dort drüben nicht auf einem Baumstumpf ein Mönch, der Schreiber der knorrigen Verse vom Kloster Leubus, der die ersten Eindrücke der Deutschen festhielt. . . . Schweigend steht der Wald. Die Wellen rauschen.

Wilhelm Schremmer

## Der Schlesier in der Niederung

In manchen Gegenden der Flußniederungen treten dir schwere, massige Menschen entgegen, wortkarg, in einer gütigplumpen Überlegenheit. Und bist du schon einmal in deinem Leben zwischen Deventer und Zutphen hindurchgegangen, so meinst du in den Schlesiern keine Schlesier, sondern Blumen zu sehen, und selbst ihre Sprache hat noch vieles vom Klange ihrer holländischen Heimat.

Hermann Stehr

## Vergessene schlesische Heimatburgen

Unser schönes Schlesierland ist reich an alten Burgen. In den Bergen und im Tiefland, in Flußtäälern und auf dem weiten flachen Lande finden wir sie verstreut, manche freilich vergessen und abseits von dem Strom der Zeit.

So gibt es allein in der näheren Umgebung der schlesischen Hauptstadt mehrere Burgen und Burgruinen, die selbst den wenigsten Breslauern, geschweige den übrigen Schlesiern oder darüber hinaus im Reiche bekannt sind. Eine von ihnen, die Burgruine Seltzsch, ist mit der Geschichte der Städte Breslau und Brieg aufs engste verknüpft. Sie liegt in romantischer Gegend an der Oder, unweit des



Dorfes Zeltſch zwischen Breslau und Ohlau, mitten in den Eichenwäldern und den Wiesen der Oderniederung. Ehemals dehnte sich dort Urwald aus, und die Oder umströmte inmitten der tiefen Wälder eine Insel. Auf dieser Insel, die heute abseits vom Oberstrom, aber noch umflossen von einem alten Wasserarm liegt, ist die Burg gebaut worden. Sie blickt auf ein Alter von wohl siebenhundert Jahren zurück; denn schon im dreizehnten Jahrhundert wird sie geschichtlich erwähnt.

Die Burg war im Mittelalter reich mit Kanonen und großen Mörsern ausgestattet und spielte so im Dreißigjährigen Kriege eine bedeutende Rolle, da sie die Straße von Ohlau nach Breslau beherrschte. Sie ist im Laufe des Krieges mehrfach berannt und genommen worden, bald von den Schweden, bald von den Kaiserlichen. Bei einer dieser Gelegenheiten kam der damalige Burgherr von Zeltſch, Hans Dietrich von Sauermann, ums Leben. Obwohl selbst ein Kaiserlicher, wurde er 1641 seines Postens wegen von einem kaiserlichen Offizier erschossen.

Eine Doppelreihe hoher Akazienbäume wölbt sich über diesem Denkmal aus alter Zeit, und die schneeweißen Blütendolden der Bäume atmen im Sommer süßbetäubenden Duft. Auf diesem Wege, der vom allgemeinen Verkehr längst verlassenen Landstraße nach Breslau, kommt man von der nahen Bahnstation Meleschwitz zu der alten Burgruine. Freilich ist es schwer, sich zu ihr hinzufinden, und noch schwieriger, sie aufzusuchen. Denn sie ist ja von den Resten des alten Oderwaldes völlig umwuchert, und der seeartige tote Oderarm hält die Insel fest umfangen, auf der die Burgruine ihren Totenschlaf hält. Die hölzerne Brücke, die noch vor wenigen Jahren hinüberführte, ist abgebrochen, und der einzige Kahn, der in dem kleinen See vorhanden ist, ist vermorscht im Wasser versunken. So kann man eigentlich die Insel und die Burg nur besuchen, wenn der Wasserstand niedrig ist.

Auf der Insel wird man völlig überrascht von der urwaldähnlichen Natur. Gras und Unkräuter sind mannhoch emporgeschossen und haben mit anderem Gesträuch den alten Waldbestand der Insel völlig verwachsen. Zuerst glaubt man überhaupt nicht vorwärts zu kommen durch diese Dornröschenhecke der alten Burg; schließlich entdeckt man aber doch noch die Reste eines Fußpfades, und auf ihm kommt man zu einem verhältnismäßig freien Platz, auf dem die Ruinen stehen. Hohl und leer sind die Mauerreste, ohne Dach, zum Teil schwärzlich angebrannt. Nur wenige Gemächer sind in ihrer Wölbung erhalten, am besten noch die ebenfalls gewölbten Keller. In dem Keller gähnt ein finsternes Loch. Dort soll ein unterirdischer Gang unter dem alten Odersee nach dem Parke und dem neuen Schlosse von Zeltſch gehen.

Mit einem Besuche der Ruine Zeltſch läßt sich der Besuch der Reste der Burg Ritschen verbinden. Der meilenweite Oderwald leitet von Zeltſch hinüber zu dem Ritschenberge. Zitternd schreiben

die Strahlen der Sonne allerhand Kringel auf die Blätter der Eichen und Buchen, als wollten sie mit Geisterschrift von dem Leben und Treiben erzählen, das ehemals in diesem Walde waltete, als noch der Ritschenberg und seine Umgebung Burgansiedlung und Kirche trug. Fast vierhundert Jahre sind es her, seit der Name dieser uralten Ansiedlung, die die zweite Kirche Schlesiens um das Jahr 1000 erhielt, in der Geschichte erlosch, fast sechshundert, seit die Burg in Trümmer ging. Niemand weiß, wie der Verfall eingetreten ist; nichts kündet mehr die Vergangenheit an wie einige Steine und Mauerreste.

Und doch hat auch dieser Ort seine Geschichte. Sicher ist der Ritschenberg schon in der Vorzeit befestigt gewesen. Noch heute erhebt sich ein alter Ringwall von fünf Meter Höhe und acht Meter Breite im Umfang von fast vierhundert Metern. Vermuthlich ist er ursprünglich ein befestigtes Slawenlager gewesen, das den Übergang über die Oder schützte. Später ist dort eine Burg entstanden, und von ihr haben wir mannigfache Kunde. So wird erzählt, daß die Breslauer Bischöfe im Jahre 1038, als der Böhmenkönig Wratizlaw mit einem großen Heere in Polen einfiel, Krakau und Breslau einnahm und bis nach Gnesen vordrang, aus Breslau nach der festen Burg Ritschen flohen. Auf ihr sollen sie viele Jahre residirt haben, einige auch begraben worden sein. Auch späterhin hat die Burg in der Kriegsgeschichte eine bedeutende Rolle gespielt. Im 14. Jahrhundert scheint sie dann mehr und mehr verfallen zu sein. Länger als die Burg hielt sich das Dorf Ritschen, das unweit der Burg entstanden war. Aber auch von diesem Dorfe ist fast nichts mehr erhalten geblieben. Der Sage nach soll es versunken sein, und es ist wohl möglich, daß die Oder in einer gewaltigen Überschwemmung die Ansiedlung für immer vernichtet und begraben hat. Nur von der alten Kirche von Ritschen fand man bei gelegentlichen Grabungen Fundamentreste, und als man tiefer grub, da stieß man auf eine heidnische Begräbnisstätte, auf der die Kirche und der Kirchhof errichtet waren.

Der rauschende und raunende Wald behütet das Geheimniß dieser uralten menschlichen Stätte, und einen heimlichen Schauer fühlt man, wenn man an diese Stelle kommt.

Doch unser Weg soll uns auch zu einer in allen Theilen wohlhaltenen Ritterburg in der Umgebung Breslaus führen. In einem stillen Waldthal, umgeben von waldgekrönten Hügeln, ist sie ganz nahe bei Breslau gelegen, die Wasserburg *Wohnwitz*. Der Wanderer, der aus dem Walde heraustritt, ist überrascht von diesem Urbild einer alten Ritterburg. Mit Thürmchen und Erfern grüßt der alte wappengeschmückte Bau, der von wildem Wein umrankt und umrahmt von hohen Bäumen ist, herüber. Ein Wallgraben voll schwärzlichem Wasser umzieht die Burg, und eine Grabenbrücke führt zu ihr hinüber. Es ist ein köstliches, mittelalterliches Bild, das sich hier in diesem Waldthale auftut.



Nikolaus Schebitz, aus einer Familie, die im Breslauer Räte saß, baute diese Burg im sechzehnten Jahrhundert. Sie lag abseits von der großen Heerstraße, und so hat sie alle Kriegsstürme, vor allem den Dreißigjährigen Krieg und seine Verwüstungen überdauert.

Georg Hallama

## Das Bartschgelände oberhalb Trachenberg

Vom Nesigoder Teiche dehnt sich bis an die Bartsch und an eine größere westliche Teichgruppe der Trachenberger Tiergarten aus, ein Waldheiligtum, in dessen Schatten niemand ohne tiefen Eindruck eindringen wird. Ein Jagdschloßchen bietet dem Fürsten bei vierzehntägigem Aufenthalt hier die Wahl zwischen der Wasserjagd, für die ein Duzend Jagdkähne bereitstehen, und der Jagd in der überaus merkwürdigen Bruchwaldung. Ihr eigentümlichster Teil ist der von der Nesigoder Bartsch durchgezogene Erlbruch der „Euge“. Auf flachgehenden Rachen befährt man eine 15 bis 20 Meter breite Wasserbahn, beschattet von Laubholz, das seine Äste weit über den stillen Wasserspiegel überhängt. Im Gegensatz zu dem geräuschvollen Vogelleben der Teiche herrscht hier vollkommene Stille. In raschem Wechsel ziehen immer neue Baumgruppen, deren Bild das Wasser verdoppelt, vorüber: bald würdige Eichen, dann wieder schlanke Buchen, aber allmählich durchaus vorwiegend hochaufgeschossene Erlstämme. Hie und da sieht man Rotwild durch den Sumpfwald schreiten, über einen Boden, dessen Festigkeit man nach der größeren oder geringeren Zahl der umgestürzten Bäume beurteilen kann; ausgewählte schlammige Uferstellen verraten das Behagen von Wildschweinen, deren Jagd auch mit den Waffen der Gegenwart nicht ungefährlich ist. Allmählich beginnt der feste Zusammenhang des Waldbodens sich zu lockern; er löst sich auf in kleine, oft nur zwei Meter Durchmesser haltende Inseln, die ganz aus dichtverschränktem Wurzelwerk einer vier- oder fünfstämmigen Erlkolonie bestehen. Der Kahn gleitet durch ein Labyrinth von Wasseradern zwischen diesen Inseln dahin. Hie und da gewahrt man ein auf solch einer wasserumfangenen Baumgruppe geborgenes Nest von Wildgänsen, gelegentlich fliegt ein Schwarm von ihnen geräuschvoll auf. Ihnen nachsehend, blicken wir an den Erlen empor und erfreuen uns an ihrem schlanken, geraden Wuchse, bisweilen auch an ihrer Stärke. Sie sind keineswegs — wie anderwärts — minderwertiges Strauchwerk, sondern hochgeschätztes Nutzholz der Möbeltischlerei. Aber still ist dieses Naturbild keineswegs. Es ist nur der Untergrund für ein reges, lärmendes Leben der in dem Röhrchennistenden Vogelwelt. Wiewohl ich mit meinem unscharfen und gerade für diese Beobachtung ungeübten Auge nur die Hälfte von dem sah, was die Ausrufe der Gefährten mir verkündeten, war ich doch erstaunt

über dieses muntere beschwingte Leben. Bald horchte man dem klagenden Rufe des Regenpfeifers, bald dem Kreischen der Möven oder dem gurgelnden Röllern des Krontauchers. Die Aufmerksamkeit des Auges teilte sich zwischen den absonderlichen Flugbahnen der Vögel, dem Zickzack des Riebitzes, dem geradezu stoßenden, strammen Zielbewußtsein der Wildente, den eleganten Vogenzügen der Möven und anderseits dem, was auf dem Wasser vorging. Ruhig segelnde, aber dann beim Nahen des Bootes emporschwirrende Wildgänse, Taucher, die nur einen Moment den schwarzen Kopf über Wasser stecken, um sofort wieder zu verschwinden. Wasserhühner, ängstlich ihr deutlich aus einer milchweißen Blütenflüche hervortretendes Schilfnest umflatternd, in dem sechs überraschend große, gesprennelte Eier lagen. Jeden Augenblick gab es etwas Neues zu sehen. Besonders lebhaft ging es her über einem „Mövenberg“, einer knapp den Wasserspiegel erreichenden Stelle des Teichbodens, wo die Möven ihre Nester gebaut hatten. Der Kahnführer trat mit seinen hohen Wasserstiefeln in den flachen Teichgrund, schob unseren Nachen an einen hohen, betretbaren Bodestreifen und holte ein paar sauber gebaute Vogelnester mit ihrem Gelege (meist drei Eiern). Unvermerkt schnell war die Stunde der Teichfahrt verrauscht. So überraschend der Genuß der Eindrücke solch eines einzelnen Teiches im Zustande der Bewässerung ist, so anziehend ist ein Anblick in den ganzen Plan und Betrieb der Teichwirtschaft, die hier erst in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zur gegenwärtigen Vollkommenheit erhoben wurde, wenn sie auch schon in früheren Jahrhunderten, so unter den Kurzbach des 16. Jahrhunderts, die drei Fische im Wappen führten, hier als naturgemäße Nutzung der ausgedehnten, leicht überfluteten Niederungen der Bartsch erkannt war. Zu beiden Seiten der Bartsch liegen gegenwärtig innerhalb des Fürstentums Trachenberg an 1900 Hektar der Teichwirtschaft unterworfenen Landes. Die in dreijährigem Wechsel von Feldbau und Fischzucht sich ändernde Verwertung der einzelnen Flächen wird von der Bartsch aus geregelt durch die Hamerschleuse bei Biadauschte. Die der Fischzucht überantworteten Teiche empfangen ihre bestimmte Rolle im Gange der Entwicklung der Fische. Man unterscheidet Laichteiche zum Leichen des Mutterkarpfens und zur Entwicklung des Fisches aus dem Ei, Brutstreckteiche für seine Pflege im ersten, Streckteiche für die im zweiten Lebensjahre, Abwachteiche für das Auswaschen zum Speisefisch. Im Oktober wird das Abfischen der Teiche, deren Ertrag herangereift ist, vorgenommen. Etwa 15—1000 Zentner gelangen zur Versendung, zumeist auf den Breslauer Markt. So bietet die Landschaft zu seiten der hohen Dammege ein überaus wechselndes Bild. Immer sind es Eindrücke von für Schlesien einziger Art, die den Wanderer begleiten, wenn er durch die Teichlandschaft seinen Weg von Sulau gegen Trachenberg verfolgt.

Johes Patsch